

Postverlagstort München Ausgabe  
**ZB**  
*Illustration*  
**ILLUSTRIERTE**

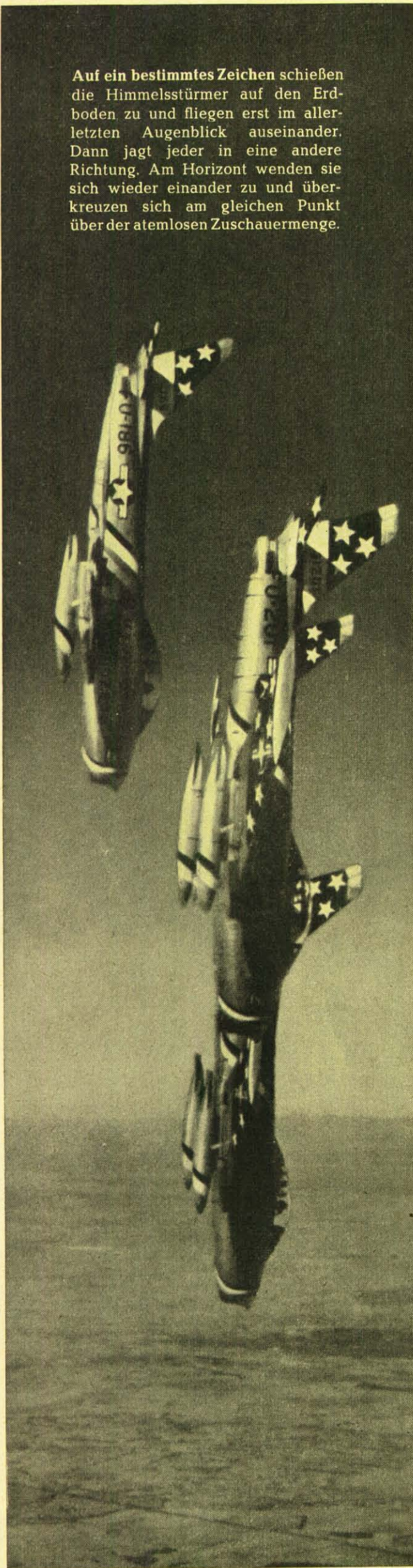
Nr. 15 | 1957 • 2. Juliheft **40** Pfg.



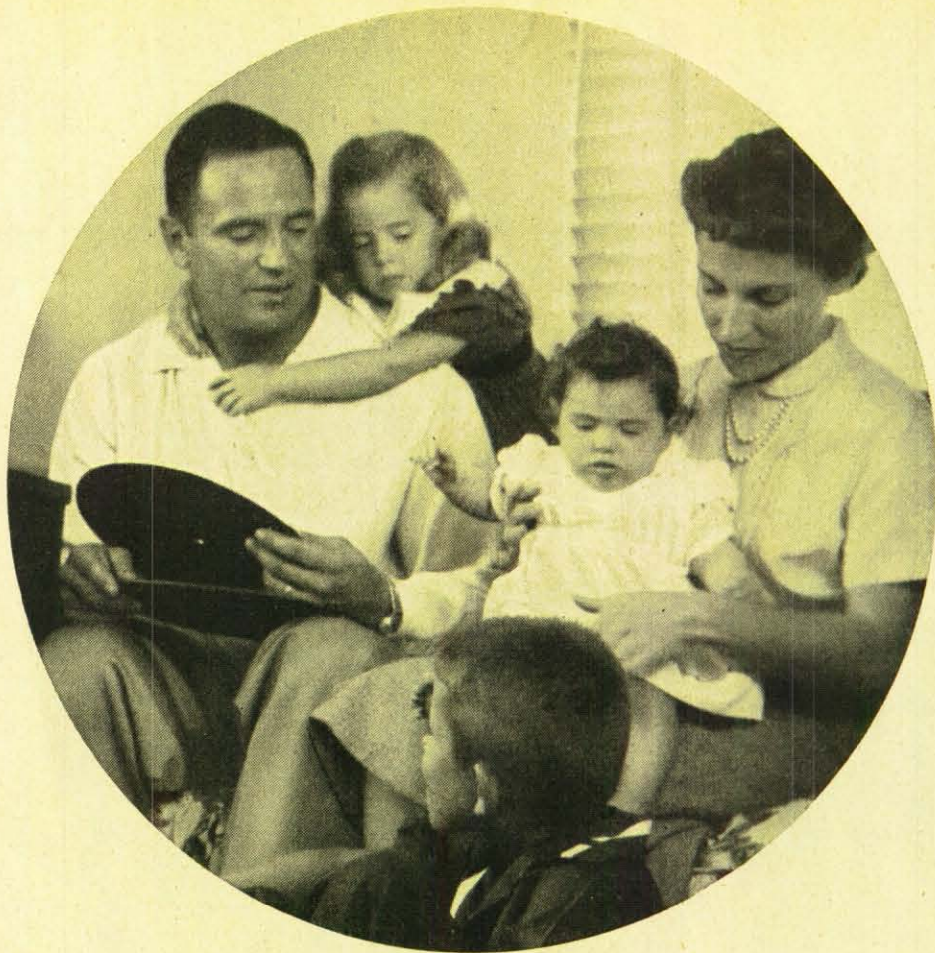
# SKYBLAZERS

**Die Akrobaten der Lüfte**  
**Atomserie: Der Mensch greift in Gottes Werkstatt**

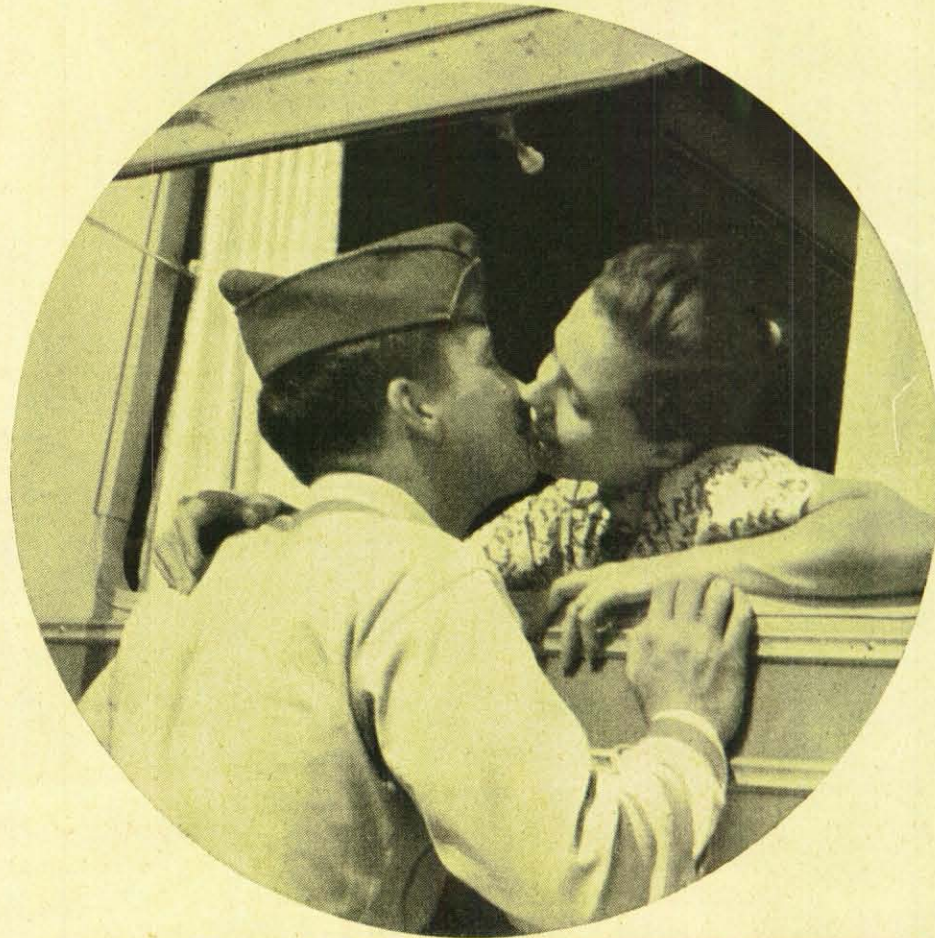
Auf ein bestimmtes Zeichen schießen die Himmelsstürmer auf den Erdboden zu und fliegen erst im allerletzten Augenblick auseinander. Dann jagt jeder in eine andere Richtung. Am Horizont wenden sie sich wieder einander zu und überkreuzen sich am gleichen Punkt über der atemlosen Zuschauermenge.



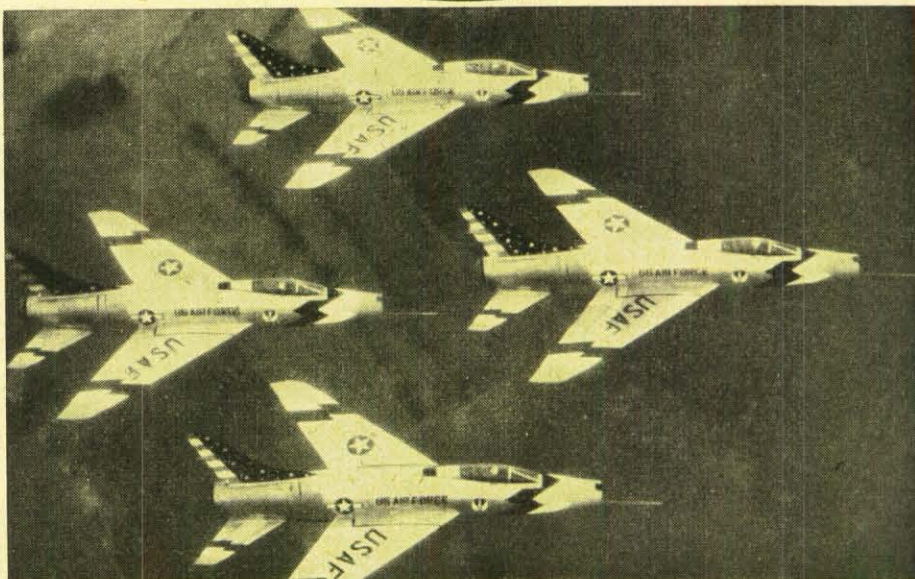
**Chef der Skyblazers** von Chaumont ist Captain James Reynolds. Unser Bild zeigt ihn mit seiner Frau und dreien seiner fünf Kinder. Obwohl Frau Reynolds stolz ist auf ihren Mann und die internationale Anerkennung, die ihm und seinen Kameraden für ihre waghalsigen und großartigen Kunststücke gezollt wird, so ist sie doch immer wieder froh, wenn James eine Veranstaltung glücklich hinter sich und wieder den festen Boden unter seinen Füßen hat.



**Einen Abschiedskuß** gibt die junge Frau eines Fliegers ihrem Mann, bevor der tollkühne „Skyblazer“ erneut zu einem Übungsflug startet. Denn unermüdliches Training ist neben fliegerischem Können die erste Voraussetzung für die erstaunlichen Kunstflüge, die schon unzählige Zuschauer in Atem gehalten haben. Allein im vergangenen Sommer sahen drei Millionen Menschen in zwölf verschiedenen Ländern diese „Himmelstürmer“.



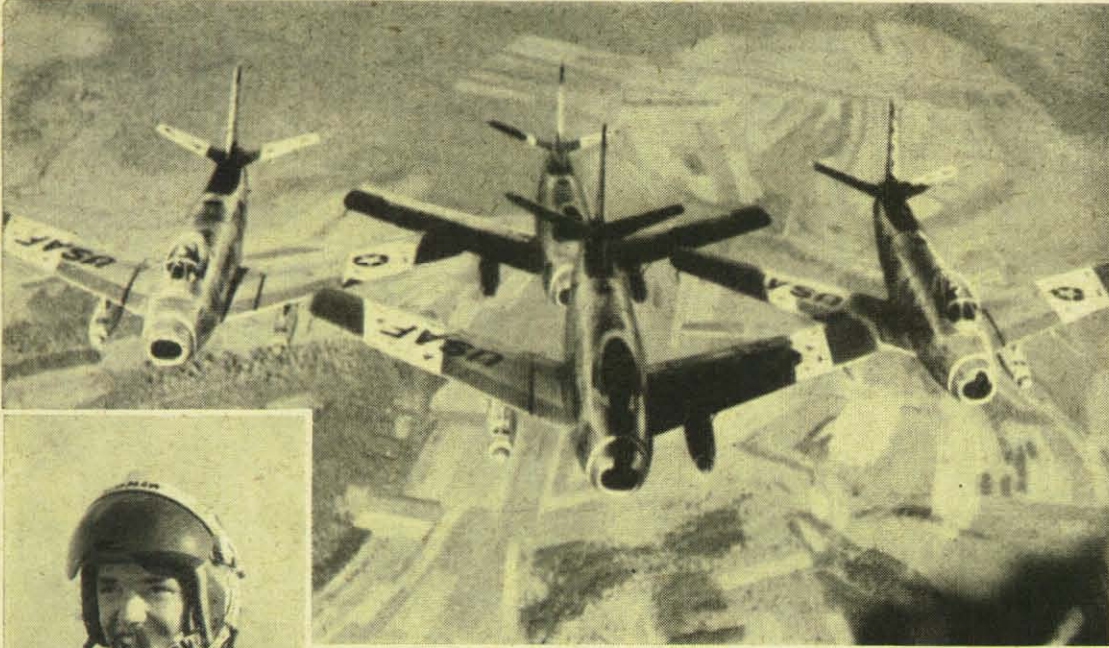
**Kunstflug im Verband** heißt es kurz in der Fliegersprache. Aber nur derjenige, der diese Männer einmal wirklich in den Himmel hat stürmen sehen, weiß, was sich hinter diesen nüchternen Worten verbirgt. Die Flieger betreiben ihre einzigartigen Darbietungen als Freizeithobby. Dies sind die vier „Skyblazers“ des 36. Tagjagdgeschwaders der US-Luftwaffe, die in Bitburg in der Eifel ihr Hauptquartier haben.



# SKYBLAZERS

## Die tollkühnen Luftakrobaten

Wer hätte noch nicht von diesen wagemutigen Himmelsstürmern gehört! Seit einigen Jahren begeistern sie die ganze Welt und fehlen bei keiner internationalen Flugveranstaltung. Zwei Staffeln führen den stolzen Namen „Skyblazers“. Die eine ist in dem Eifelstädtchen Bitburg, die andere in Chaumont in Frankreich stationiert.



**Gutgelaunt** geht es zur Maschine. Die Boys sind ganze Kerle!

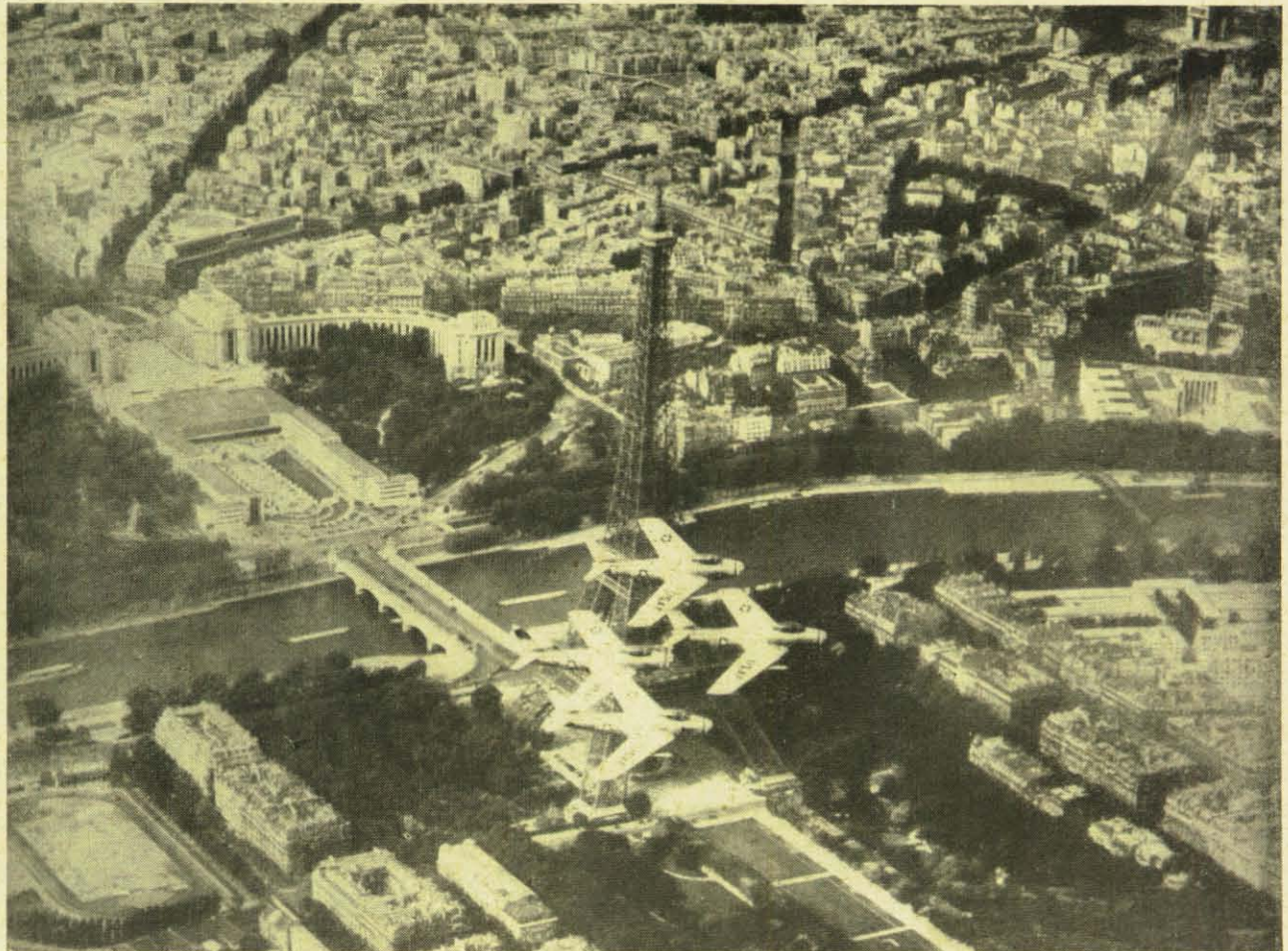
**Flügel an Flügel** jagen die Maschinen dahin. Eine Meisterleistung an Präzision und fliegerischem Können! Wenn die „Skyblazers“ den Himmel zur Todesarena machen, halten die Bauern auf den Feldern und das Bodenpersonal den Atem an.



**Die Freiheitsstatue** in New York wird von den Skyblazern überflogen. Dieses Bild entbehrt nicht der Symbolik, denn die vier Flieger gehören ausgerechnet zu der Staffel, die „Freiheitsstatue“ heißt und in Chaumont (im Osten Frankreichs) stationiert ist.



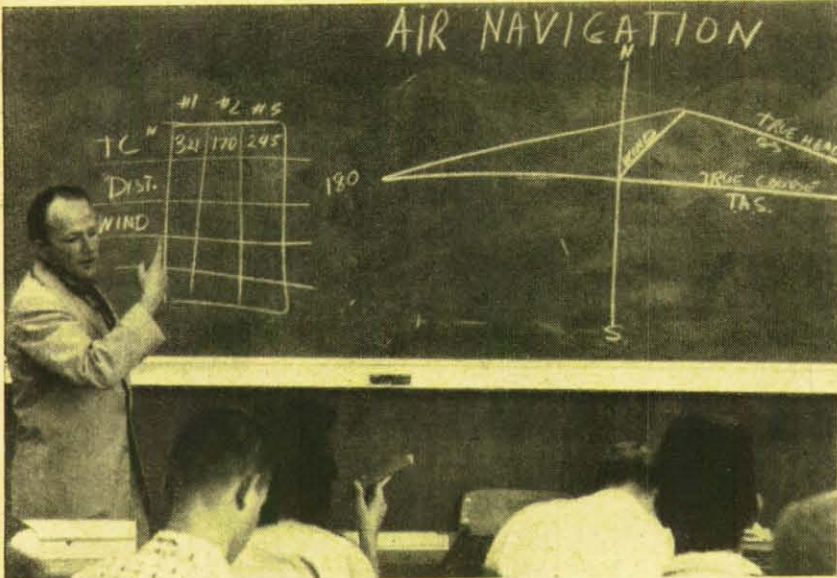
**Abschied auf dem Flugfeld.** Die Kleinen wollten ihren Daddy unbedingt bis zur Maschine begleiten. An dem Rumpf des Flugzeuges ist das Abzeichen der „Bitburger Skyblazers“ deutlich zu sehen.



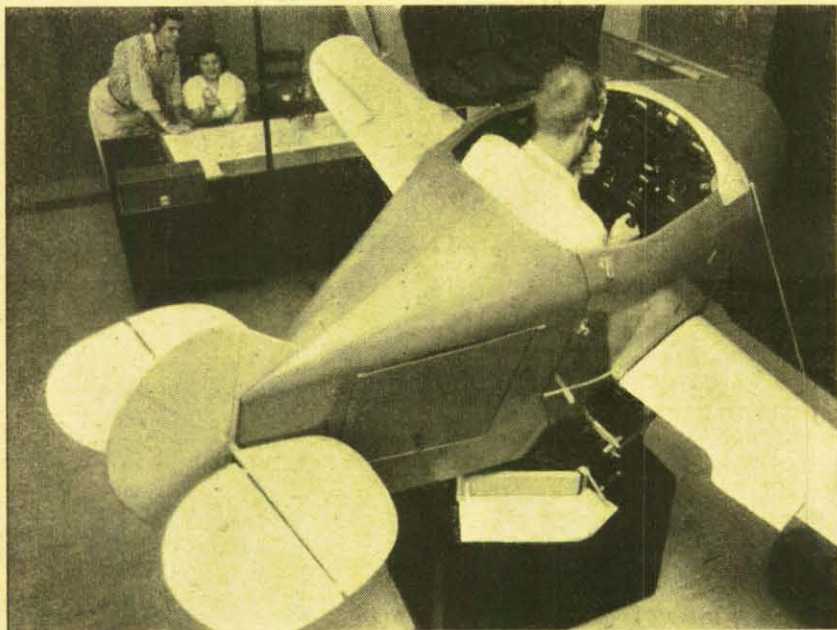
**Am Eiffelturm vorbei** geht der Flug der tollkühnen Luftakrobaten über die französische Hauptstadt. Wenn auch die beiden Staffeln die sich „Himmelsstürmer“ nennen — die eine in der Eifel, die andere in Frankreich — in gewissem Sinne Rivalen sind, so haben sie doch eins gemeinsam: Diese Männer sind keine Profis des Wagemuts. Sie spielen nicht mit ihrem Leben für Gewinn. Sie sind alle Offiziere der US-Luftwaffe, die nicht um jeden Preis berühmt werden wollen, sondern denen es darum geht, die Präzision zu zeigen, derer die Männer am Steuerknüppel von Düsenjägern fähig sind. Und das gelingt ihnen immer in überraschender Weise.

# Sie wollen hoch hinaus

Flugwesen als Schulfach an amerikanischen Hochschulen



**Grau ist alle Theorie.** Aber ohne sie geht es nun einmal nicht, auch nicht in dem Lehrgang für Flugwesen an John Burroughs High-School in Burbank (Kalifornien). Die Idee der „Lufterziehung“ ist in den Vereinigten Staaten schon vor 10 Jahren geboren worden. Aber viele Schwierigkeiten mußten überwunden werden, bevor es soweit war. Augenblicklich laufen Lehrgänge an 15 Schulen Kaliforniens. Weitere werden folgen.



Der „Flug im Klassenraum“ dient nicht zur Belustigung. Er ist eine ernste Übung, die größte Konzentration erfordert, denn der Schüler hat hier die gleichen Schwierigkeiten zu überwinden wie später hoch in den Lüften. Die z. Zt. in den USA stattfindenden Lehrgänge schließen außer den praktischen Übungen auch z. Zt. in den aeronautischen Themen ein wie z. B.: Geschichte der Luftfahrt, Warum und wie ein Flugzeug fliegt usw.



**Vier bis fünf Flüge** werden in einem Kursus durchgeführt, der zwei Semester umfaßt. Vor allen Dingen bei der Jugend besteht großes Interesse, denn der Unterricht hat militärische, geschäftliche und für viele berufliche Aspekte. Manche Studenten haben Schwierigkeiten mit der Mathematik. Ein Student, der z. B. seine Prüfung in Geometrie nicht bestanden hatte, war jedoch in der Lage, ein Flugzeug sicher und perfekt zu steuern.



## Idiotenwiese für Autosäuglinge

Ein paar Stunden Fahrunterricht, mit Glück durch die Prüfung gerutscht und dann verkehrssicher? Hand aufs Herz, gibt es das? Höchstens, wenn vorher fleißig „schwarz“ trainiert wurde, aber das ist verboten. Der Straßenverkehr gibt dem neugebackenen Autofahrer harte, oft genug für sich und die anderen gefährliche Nüsse zu knacken.

Da lobe ich mir die Idee, die Carl R. Ulrich aus Wuppertal hatte. Er ist seit 32 Jahren Kraftfahrer und weiß Be-

scheid...! Sein großartiger Einfall kam ihm, als seine Tochter sich trotz frischbestandener Fahrprüfung und amtlichem Führerschein nicht in den Großstadtverkehr hineintraute.

Man mühte irgendein Stück Land haben, dachte der verständnisvolle Papa, so richtig der Ausfahrten für Neulinge. Einen Platz, wo sie andere Verkehrsteilnehmer nicht behindern und auch kein Unheil anrichten können. Ein idiotensicheres Gelände...



**Achtung, „Gänseüberweg“!** Auch auf ländliche Überraschungen werden die künftigen „Fangios“ vorbereitet. Hier ist es nicht so schlimm, wenn der Wagen mal einen unvorschriftsmäßigen Hopser macht und dann der Motor vergessen wurde, rechtzeitig die Kupplung zu treten. Kritisches Gänsegeschmetter fürchten die „Ungeübten“ im allgemeinen weniger als das wütende Geheue eiliger Kollegen.

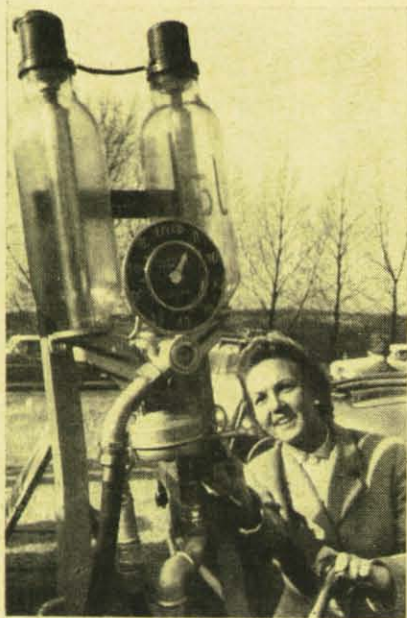


**Über einen Kilometer lang** ist das „Straßennetz“ auf dem 4000 qm großen „PKW-Übungsgelände Schaumlöffel“ am Stadtrand von Wuppertal-Barmen. Auf dem hügeligen und schwierig zu befahrenden Gebiet können angehende Autofahrer und solche, die sich trotz des Führerscheins noch nicht sicher genug für den Großstadtverkehr fühlen, in aller Ruhe üben. Dabei finden sie alle nur erdenklichen Verkehrssituationen vor, von der Einbahnstraße über die verengte Fahrbahn bis zum Kreisverkehr. Geradezu Hochbetrieb aber herrscht an Wochenenden auf der „Idiotenwiese“, wenn sich einsichtige Sonntagsfahrer zu vollwertigen Verkehrsteilnehmern ausbilden wollen.

Carl R. Ulrich bewies, daß er ein Mann von schneller Entschlußkraft ist. Auf dem Schaumlöffel in Wuppertal-Barmen, dem 4000 qm großen Gelände einer ehemaligen Geflügelfarm, tummeln sich heute die frischgebackenen Führerscheinbesitzer Wuppertals und der näheren und weiteren Umgebung, und üben Kuppeln, Schalten und Bremsen im Rhythmus, den ihnen „Einbahnstraße“, „verengte Fahrbahn“ und „Kreisverkehr“ vorschreiben.



**Kannst du tanken, Johanna?** Wenn man sich vielleicht auch die Hände dabei ein wenig schmutzig macht und Selbstbedienung in der Praxis kaum üblich sein dürfte — schaden kann es auch der „Frau am Steuer“ nicht, wenn sie weiß, wie eine Benzinpumpe funktioniert. Darum wurde auf dem PKW-Übungsgelände Schaumlöffel eine kleine Mustertankstelle aufgebaut, die sich dem Vernehmen nach großer Beliebtheit erfreut. Denn: Ohne Treibstoff laufen auch die Übungsautos leider noch nicht.



**An der Kasse** staut sich oft eine wahre Autoschlange. Hier waltet Carl R. Ulrichs Tochter Gisela ihres Amtes. Sie war es, die den Papa auf „die Idee“ brachte — nur weil sie sich trotz frischgebackenen Führerscheins nicht in den Großstadtverkehr traute. Heute lacht sie darüber... Die Gebühr für eine Übungsstunde einschließlich der Versicherung beträgt übrigens DM 4.—, ein Leihwagen kostet DM 12.—, Lehrgeld muß jeder zahlen...



**Das ist der Chef** — Carl R. Ulrich. Mit der Umwandlung einer Geflügelfarm am Stadtrand Wuppertal-Barmens in ein ideales Übungsgelände für Kraftfahrer leistete er einen einzigartigen privaten Beitrag zum Problem der Verkehrssicherheit. Ulrich ist übrigens sein eigener Planer und Polizeichef. Von Zeit zu Zeit werden auf dem Schaumlöffel die Schilder umgehängt, damit sich für die Autosüßlinge neue Verkehrssituationen ergeben.

Der Mensch greift  
in Gottes Werkstatt

# Atomforschung zwischen den Weltkriegen

Nachdem Rutherford mit der ersten Elementumwandlung 1919 ein revolutionierendes Experiment gelungen war, trat in den Laboratorien der Atomphysiker eine Atempause ein. Sie war nötig, um all die neuen, den alten Anschauungen so sehr widersprechenden Erscheinungen der Elektronen, der Radioaktivität und der Atomkerne in Ruhe zu überblicken. Mit Hilfe der Quantenmechanik und der verbesserten Atomtheorie wurde in den 20er Jahren von der eben entdeckten Welt der kleinsten Dinge gewissermaßen eine Landkarte skizziert. Zahlreiche Stellen dieser Karte blieben jedoch weiß. Sie zeigten, daß noch viele „Länder“ zu erschließen waren. Um 1930 setzte eine stürmische zweite Offensive auf die im Inneren der Atome verschlossenen Geheimnisse ein.

Rutherford hatte als Geschütz radioaktive Elemente aufgeföhren. „Die Wahrscheinlichkeit“, so hat Einstein erklärt, „einen Atomkern zu treffen, ist nicht größer, als wenn jemand bei Nacht in einer Gegend, in der Enten selten sind, mit einem Gewehr in den Himmel schießt.“ Innerhalb der Atome nehmen die Kerne ja nur den 100millionsten Teil ein. 20 000 Alphateilchen gingen vorbei, bevor ein einziger Treffer gelang. Aber das reichte der Wissenschaft, um Elementumwandlungen nachweisen zu können. Der Gedanke jedoch, auf diese Weise auch nur ein einziges Gramm Gold oder ein Gramm eines anderen Elementes zu gewinnen, entzog sich dem Zugriff geschäftstüchtiger Spekulanten ins Reich der Phantasie.

Mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 15 000 km in der Sekunde fliegen Alphateilchen als eine von den drei radioaktiven Strahlungsarten aus Radium C' ganze 8,6 cm weit heraus. Gemessen an der Winzigkeit der Alpha-partikelchen und ihrer Reichweite müßte ein Infanteriegeschöß entsprechend seiner Länge von 2,5 cm die sechsfache Entfernung von der Erde zur Sonne zurücklegen. Mit ihrer ungeheuren Durchschlagskraft können die Alphateilchen immerhin die 40 leichtesten Elemente umwandeln. Die Kern-

teilchen halten mit einer Energie von 8 Millionen Elektronenvolt zusammen. Bei den schweren Elementen nimmt mit der Anzahl der Teilchen die Oberflächenspannung der Kerne beträchtlich zu. In sie einzudringen ist das Alphateilchen zu schwach; denn es schießt mit „nur“ 5 Millionen Elektronenvolt aus radioaktiven Elementen heraus. Elektronenvolt ist die Energie, die ein Elektron beim Durchlaufen einer Potentialdifferenz von 1 Volt erhält. Es fliegt dann ungefähr mit einer Energie von 600 km in der Sekunde, bei 100 Volt mit 6000, bei 1 Million Volt mit 28 000 km in der Sekunde.

Wenn es gelingen sollte — so dachten im Frühjahr 1927 drei Berliner Physiker —, bislang nicht gebräuchliche, riesige Spannungen von einigen Millionen Volt zu erzielen, und mit ihrer Hilfe Atomkerngeschosse künstlich zu beschleunigen, dürfte es wohl gelingen, auch schwere Atomkerne zu zerschmettern.

So bestiegen Arno Brasch, Fritz Lange und Kurt Urban den Monte Generosa am Luganer See.

Mit riesigen, über 700 Meter von Gipfel zu Gipfel gespannten Stahltrossen wollten die drei jungen Männer den Berggewittern die Blitze rauben und mit ihnen die Kerne schwerer Atome zertrümmern. Einer Schwierigkeiten waren zu überwinden. Bald knatterten riesige Funken eingefangener Blitze über Schlagweiten von 5 Metern. Doch stand das Unternehmen unter keinem günstigen Stern.

Der 24jährige Urban fand bei einem Sturz von den Felsen den Tod. Seine beiden Kameraden wurden von den Erfolgen anderer Forscher überrundet und mußten aufgeben.

In Cambridge hatte einer der Schüler Rutherfords, der Russe Peter Kapitza, den Bau hochvoltiger „Gigantbabies“ betrieben. Als Sohn eines Zarenregiments war er 1921 aus seiner Heimat geflüchtet. Mit seinem Hang zum Außergewöhnlichen liebte er trotzige, wortkarge Russe das Spiel mit Gefahren. So berichtete er an Rutherford, der sich auf einer Weltreise befand, über eine gerade fertiggestellte

riesige Maschine: „Wir erreichten Felder von über 270 000. Weiter konnten wir nicht gehen, da das Gewinde mit einem Riesenknall zerplatzte. Die Stärke in der Leitung betrug dreizehneinhalbtausend Kilowatt, ungefähr soviel, wie drei Elektrizitätswerke in Cambridge zusammen produzieren können. Dies war das Interessanteste aller Ergebnisse. Wir wissen nun, wie ein Bogen von 13 000 Ampere aussieht...“

Die Kerne der schweren Elemente hatte Kapitza allerdings nicht besiegen können. Sein Lehrer Rutherford trieb Mittel für den Bau einer neuen, größeren Forschungsanlage auf. Sie wurde 1933 fertig und nach dem Chemiker und Multimillionär Mond benannt. Kapitza blieb kurze Zeit später nach der Teilnahme an einer wissenschaftlichen Tagung in Moskau in Rußland verschwunden. Das Mond-Laboratorium ließ Stalin für dreißigtausend Pfund nachkommen. Es blieb ebenfalls in Rußland verschwunden.

## Mammut-Apparate

Als der englische Physiker Ellis im 1930 die Anlage sah, mit der Rutherford als erster Atome umgewandelt hatte, war er, wie er schreibt, „leicht schockiert darüber, daß der Apparat nicht eindrucksvoller aussah“. Denn nun, gut 10 Jahre später, bauten die experimentierenden Physiker gewaltige Generatoren und komplizierte Instrumente. Mammut-Entladungsröhren, gewaltige Elektrifiziermaschinen und ähnliche Atomzertrümmerungsanlagen wurden große Mode. Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten mit seiner leidenschaftlichen Liebe zur Technik und seiner Verehrung der Superlative trat auf den Plan. Zugleich feierte das amerikanische „teamwork“ — die enge Zusammenarbeit mehrerer Männer an einer Aufgabe — seine ersten Triumphe.

1931 brachte eine Gruppe von Männern unter der Leitung des Amerikaners van de Graaff eine brauchbare Hochspannungsmaschine zustande. Dieser de Graaffsche Bandgenerator

wird heute noch gebaut, wenn 3 Millionen Elektronenvolt ausreichen. Für höhere Energien haben sich Ringbeschleunigungsanlagen (Zyklotrone, Cosmotrone, Synchrotrone usw. als die leistungsfähigsten Apparate bewährt.

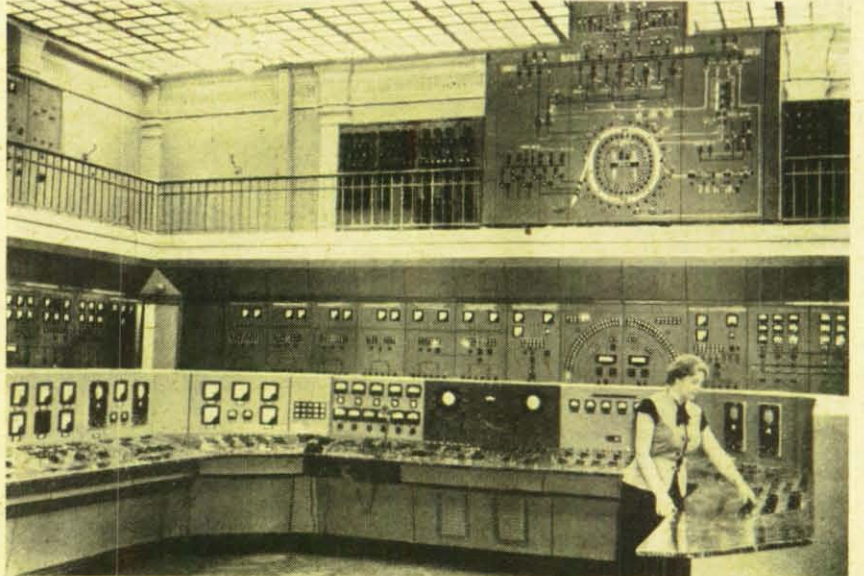
Die Idee hierzu stammte von dem jungen Norweger Wideröe. Er hatte den klugen Einfall, daß es vielleicht möglich sei, atomaren Teilchen mit mäßigen Spannungen große Energien zu versetzen, indem man die Spannung mehrmals auf die Teilchen einwirken läßt. Diesen Gedanken griff eine amerikanische Forschergruppe der kalifornischen Universität in Berkeley auf, das gegenüber von San Francisco liegt. Ihr Leiter war der junge Ernest Lawrence. Ein kleines Versuchsmodell bestätigte bald die Richtigkeit des eingeschlagenen Weges. In einer flachen Trommel wurden Atomgeschosse durch Magnete in kreisförmige Bahn gezwungen. Durch immer erneute, immer schneller folgende „Fußtritte“ von Spannungsstößen nahm die Geschwindigkeit der Geschosse rasch zu. Durch die Zentrifugalkraft verlief ihre Bahn jedoch nicht kreisrund, sondern spiralförmig von innen nach außen, bis die Geschosse schließlich durch einen Schlitz an der Trommelherausstrahlten.

So einfach das Prinzip war, so schwierig war der Bau von Zyklotronen. Die Trommel zum Beispiel, die „Rennbahn“, mußte luftleer gesaugt werden, damit die kleinen Partikelchen mit Luftmolekülen nicht zusammenprallten und gebremst wurden.

Das zweite Modell, das Lawrence fertigte, war nicht größer als eine Schuhcremeschachtel. Mit einer Spannung von 2000 Volt konnten Protonen so beschleunigt werden, als hätten 80 000 Volt eingewirkt. Nach der Erprobung eines dritten Modells von 30 cm Durchmesser wagte sich Lawrence an den Bau eines Mammutzyklotrons mit einem Trommeldurchmesser von 94 cm. Das Schwierigste hierbei war das Beschaffen eines Riesenmagneten. Zufällig hatte die Federal Telegraph Company seit 1919 einen 60 Tonnen schweren Magneten herumliegen, der ursprünglich für den Bau einer



In der russischen Atomstadt Dubna gehört zu den Einrichtungen des „Vereinigten Institutes für Kernforschung“ neben verschiedenen anderen modernen Forschungsanlagen der zur Zeit größte Ringbeschleuniger der Welt. Unser Bild zeigt das Gebäude für diesen „Synchrotron“ benannten riesigen, runden Apparat, mit dem Geschosse für Atomkernzertrümmerungen die kaum vorstellbare Energie von 10 Milliarden Volt erhalten.



Die zentrale Schaltanlage des „Synchrotrons“ läßt ahnen, welche komplizierte Apparate die modernen Atomzertrümmerungsmaschinen sind, mit denen Physiker die Geheimnisse der Atomkerne zu enträtseln suchen. Der große russische Ringbeschleuniger wird bald durch das neue amerikanische Synchrotron (25 Milliarden E-Volt) und eine internationale Forschungsanlage in Genf (Schweiz) um ein Vielfaches übertroffen werden.

Sendeanlage in China bestimmt war. Diesen Magneten überließ die Gesellschaft Lawrence. Mit Hilfe von 8 Tonnen Kupferdraht baute er ihn um. 85 Tonnen wog das fertige Zyklotron. Es hätte in einem Wohnzimmer Platz finden können, wenn nicht etliche 100 Tonnen Betonfundament nötig gewesen wären. Als der Apparat endlich stand, beobachteten die Konstrukteure hinter dicken Glaswänden das Anlaufen ihres Riesen. Ein bläulichvioletter Strahl erschien an der Austrittsöffnung. Es war, als hätten 8 Millionen Volt auf die Atomgeschosse eingewirkt.

Inzwischen war es jedoch 1934 geworden und an verschiedenen Instituten der Erde waren Kernforscher mit anderen Methoden, nicht so sehr mit Kraft als vielmehr mit List, in die schweren Atomkerne eingedrungen. Doch wurden Zyklotrone nicht überflüssig.

In aller Welt entstanden und entstehen heute immer größere Zyklotrone zur Erforschung der Atomwelt. Je höhere Geschwindigkeiten erzielt werden sollen, um so größer müssen die Kammer-Durchmesser sein. Wahre „Schlachtschiffe“ von Kernzertrümmerungsmaschinen lassen ahnen, was für ein „Panzerschrank“ das lächerliche kleine Atom ist, das man nicht einmal sehen kann. Das „Cosmotron“ in Brookhaven auf Long Island vermag Geschosse mit einer Energie nicht von Millionen, sondern von 2,3 Milliarden Elektronenvolt herauszuschleudern. Seine „Rennbahn“ mißt nur 25 Meter im Durchmesser; „nur“, denn das neu entstehende „Synchrotron“ wird einen solchen von 200 Metern haben, und mit Geschossen von 23 Milliarden Elektronenvolt hofft man jede gewünschte Atomzertrümmerung ausführen zu können. Die Geschosse werden in der Rennbahn zweieinhalbmillionenmal umlaufen und jedesmal einen „Fußtritt“ von 1000 Volt bekommen. Bevor die Geschosse dann aus der Mündung kommen, haben sie 200 000 km zurückgelegt. Das heißt, sie sind etwa fünfmal rund um die Erde gesaust, und die ganze Strecke wird — sage und schreibe — in einer einzigen Sekunde zurückgelegt. Wenn München sich, wie einst auf die Kanonenkugel, nun auf ein solches Geschoß setzen würde, dann landete er in zwei Sekunden auf dem Mond.

### Künstliche Radioaktivität

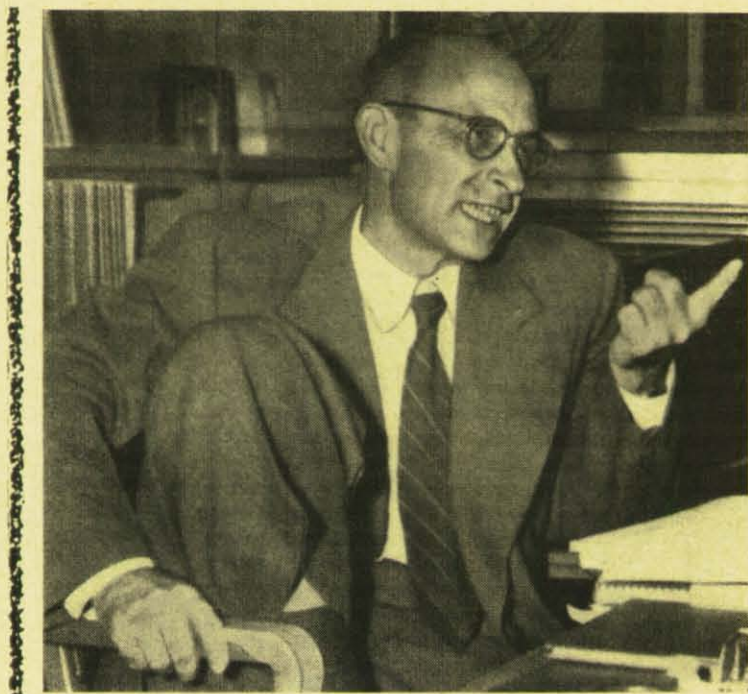
Abseits von der Entwicklung der Zyklotrone, der riesigen „Schlachtschiffe“, hat der Weg ins Atomzeitalter seinen Lauf genommen. Als man um 1930 glaubte, nur der Bau von Mammutanlagen könne weiterhelfen, war das von der Natur zur Verfügung gestellte Geschoß Alphateilchen das energiereichste, und es galt auch als das wirkungsvollste. Mit ihm schossen in Charlottenburg die Physiker Bothe und Becker auf Beryllium und beobachteten eine „Strahlung“, die elektrisch neutral und unerklärlich war. In Paris greift Frédéric Joliot, der bald darauf die Tochter seiner Chefin, Irène Curie, heiratet, die Versuche von Bothe und Becker auf. Doch ihm wie den Deutschen kommt ein Engländer aus dem „Stalle Rutherford“ zuvor, James Chadwick. Er erklärt die „Strahlung“ als Neutronen, als elektrisch ungeladene Kernteilchen. Das Neutron war entdeckt, zugleich eine neue Art von Kernumwandlung gefunden, bei der im Unterschied zu den früher durch Alphastrahlung erzielten Elementumwandlungen nicht ein Proton, sondern ein Neutron frei wird.

Im gleichen Jahr, 1932, gelingt den Engländern Cockford und Walton eine dritte Art von Elementumwandlung. Sie hatten nicht mit Alphateilchen geschossen, sondern mit Protonen. Sie brauchten diese künstlich auf nur 120 000 Elektronenvolt zu beschleunigen. Damit war die Annahme entthront, daß die energiereichsten Geschosse die wirkungsvollsten sind. Das Alphateilchen besteht aus je zwei Protonen und Neutronen. Es ist also viermal so groß wie ein einzelnes Proton. Seine kleinere Größe mochte wohl ein Eindringen in den Kern begünstigen. Doch

jetzt, 1932, war auch das Neutron gefunden, das elektrisch neutral — nicht durch Entladungsröhren beschleunigt werden, aber von den elektrisch positiv geladenen Kernen auch nicht abgestoßen werden konnte. So waren bereits im Jahre 1932 der menschlichen Experimentierkunst die Möglichkeiten zur Umwandlung jedes Atomkerns gegeben. Die Schwierigkeit war nicht die Umwandlung. Die Schwierigkeit lag darin, in der Welt der kleinsten Dinge nachzuweisen, ob eine Umwandlung stattgefunden hatte und was dabei passiert war.

1934 beobachtete das Ehepaar Joliot-Curie, daß Aluminiumfolie nach Beschuß mit Alphateilchen radioaktiv wird. Was war passiert?

Aluminiumkerne bestehen aus 13 Protonen und 14 Neutronen. Kommt ein Alphateilchen hinzu, so wird ein Neutron frei, und es sind dann 15 Protonen und 15 Neutronen. Immer bestimmt die Zahl der Protonen, der die gleiche Anzahl negativ geladener Elektronen entspricht, ein Element. Die Zahl der Neutronen kann schwanken. Die Atomarten eines Elements, die durch unterschiedliche Neutronenzahl bestimmt werden, heißen Isotope.



Der temperamentvolle Italiener Enrico Fermi.

15 Protonen, das war Phosphor. Der gewöhnliche Phosphorkern enthält dazu 14 Neutronen. Phosphor mit 15 Neutronen hatten die Joliot-Curies erhalten. Dieser Phosphor hat ein überzähliges Neutron und war daher nicht stabil. Durch Aussenden von radioaktiver Strahlung versuchte er ins Gleichgewicht zu kommen.

Künstlich hergestellte, radioaktive Isotope können heute von jedem Element hergestellt werden. Sie sind billiger als Radium und haben in Medizin, Landwirtschaft und Industrie eine ungeahnte praktische Bedeutung erlangt. Die schauerliche Kehrseite sind die bei Atombombenexplosionen entstehenden radioaktiven Isotope, deren Wirkung, die Radioaktivität, das Schreckgespenst der heutigen Menschheit ist.

### Späte Entdeckung

Doch zurück zur Entdeckung der künstlichen Radioaktivität. Die Kunde hiervon erreicht 1934 die ganze Welt. Am Istituto Físico der Königlichen Universität zu Rom faßt der 32jährige, schwarzhäarige Enrico Fermi den Entschluß, zu probieren, ob auch durch Neutronenbeschuß radioaktive Elemente zu erzielen seien. Die damals bedeutendste naturwissenschaftliche Zeitschrift, die „Nature“ in London, hatte gerade Fermis neuestem theoretischem Aufsatz die Annahme verweigert. Nun stürzt sich der junge Gelehrte aufs Experimentieren. Er bittet die italienische Regierung um ein Radiumpräparat und erhält ein ganzes Gramm. Mehr als damals alle Institute in

Deutschland zusammen besaßen. Mussolini wollte keinen zweiten Fall Marconi, dem einst die italienische Regierung, als er ihr sein Patent der drahtlosen Nachrichtenübermittlung anbot, nicht einmal antwortete. Die Alphastrahlen des Radiums läßt Fermi auf Beryllium einwirken. Bei den hierdurch ausgelösten Kernumwandlungen werden Neutronen frei. Mit diesen beschießt er so viel reine Proben von Elementen, wie er aufreiben kann, nämlich 68 von den 92 in der Natur vorkommenden. Schon drei Monate später erscheint in der „Nature“ eine Abhandlung Fermis. Mit Hilfe von Neutronen kann fast jedes Element radioaktiv gemacht werden. Dabei spielen Kernladungs- und Ordnungszahl keine Rolle. Zudem konnte Fermi feststellen, daß langsame, durch ein Zwischenschieben von Paraffinplatten gebremste Neutronen weitaus wirkungsvoller sind als schnelle. Doch das war noch nicht die eigentliche Sensation, mit der Fermi aufwartete.

Bei allen bislang nachgewiesenen Kernumwandlungen hatten sich Elemente in ein nächst benachbartes, höheres oder niedrigeres Element umgewandelt. Was aber geschieht, wenn

der Einwirkung von Protonen und Alphastrahlen beobachtet hat. Es wäre denkbar, daß bei der Beschießung schwerer Kerne mit Neutronen diese Kerne in mehrere große Bruchstücke zerfallen, die zwar Isotope bekannter Elemente, aber nicht Nachbarn der bestrahlten Elemente sind.“ Ihren Aufsatz hatte Ida Noddack Fermi zugesandt, der nahm jedoch keine Notiz davon. Hahn und Lise Meitner veröffentlichten von 1935 bis 1938 laufend Aufsätze, in denen sie die Eigenschaften der Transurane immer eingehender beschrieben.

Als Walter Noddack 1936 Hahn darauf hinwies, er solle doch bei seinen Publikationen die kritische Betrachtung seiner Frau wenigstens zitieren, lehnte Hahn mit der Bemerkung ab, er wolle Frau Noddack „nicht lächerlich machen. Die Annahme von einem Zerplatzen des Urankerns in größere Bruchstücke sei doch absurd“.

Während Hahn und seine Mitarbeiter noch immer an ihren Ergebnissen festhalten, werden seit einiger Zeit aus Paris Einwände laut. Dort erforscht das Ehepaar Joliot-Curie Transurane. Doch eine persönliche Rivalität zwischen Irène Joliot-Curie und Lise Meitner führt dazu, daß auch Hahn die Pariser nicht ernst nimmt.

Frédéric Curie und der Jugoslawe Paul Savitsch glauben beim Wiederholen von Fermis Experiment, daß sich Uran in einen radioaktiven Stoff mit  $3\frac{1}{2}$  Stunden Verfallszeit umwandelt. Sie vermuten, es handele sich um Lanthan. „Alles ist noch zu unklar, um Endgültiges darüber aussagen zu können“, hieß es in dem Bericht. Der Bericht schlug bei Hahn, der den Hinweis von Frau Noddack ja kannte, wie ein Blitz ein! Lanthan ist ein Element, das dem Uran überhaupt nicht benachbart ist. Seit vier Jahren hatten er und seine Mitarbeiter nur Kontrollen auf Elemente durchgeführt, die dem Uran benachbart sind. Sofort macht Hahn erneut die entsprechenden Versuche. Er stellt fest, daß das, was die Joliot-Curies für Lanthan hielten, Barium war. Am 22. Dezember 1938 schicken Hahn und Straßmann ihre berühmte gewordene Notiz an die Zeitschrift „Naturwissenschaften“: „Wir kommen zu dem Schluß: Unsere Radiumisotope haben die Eigenschaften des Bariums; als Chemiker müßten wir eigentlich sagen, bei den neuen Körpern handelt es sich nicht um Radium, sondern um Barium; denn andere Elemente als Radium oder Barium kommen nicht in Frage... Als ‚Kernchemiker‘ können wir uns zu diesem, allen bisherigen Erfahrungen widersprechendem Sprung noch nicht entschließen.“

Die Deutung auf Barium stellte sich als richtig heraus. Es hatte keine der herkömmlichen Umwandlungen in ein benachbartes Element stattgefunden. Die Urankerne waren in zwei ungefähr gleichgroße Teile zerspalten! Nicht die Mammutapparate der Physik hatten einen Sieg errungen, sondern die feinen, von niemandem übertröffenen Meßmethoden des Professors Hahn. Sein Arbeitstisch, an dem ihm die entscheidende Entdeckung gelang, war nicht größer als die Werkbank eines Uhrmachers.

Ein Jahr nach dem ersten Weltkrieg war Rutherford die erste Kernumwandlung gelungen. Erst am Vorabend des zweiten Weltkrieges wurde die Uranspaltung entdeckt, obschon zuvor Fermi und andere Physiker in Cambridge, Paris, Charlottenburg und Zürich jahrelang Urankerne spalteten, ohne es zu ahnen. Wie wäre die politische Geschichte, wie wäre der zweite Weltkrieg verlaufen, wenn schon 1934 die Uranspaltung entdeckt worden wäre? Hätte dann nicht Hitler als erster Atomwaffen gebaut? Wäre heute schon die halbe Menschheit vernichtet?

Bei der Trauerfeier für Fermi sagte sein Mitarbeiter Emilio Segre, auf die Jahre 1932—38 zurückblickend: „Gott machte aus seinen eigenen unergründlichen Absichten damals jedermann gegenüber dem Phänomen der Spaltung blind.“ (Fortsetzung folgt)

# WAHRE GESCHICHTEN

## Einmal ein richtiger Kerl sein

Gickel kommt spät abends aus einem Wildwestfilm. Klappernde Pferdehufe jagen noch durch sein Blut, Revolvergeschüsse und Faustschläge dröhnen ihm wollüstig im Rückenmark, Songs und Bardamen wogen verführerisch durch sein Gehirn.

Sein Hut sitzt verwegen auf der Seite, sein Schritt ist männlich und kräftig wie das Gesetz der Prärie. Was sind wir Männer doch für Kerle...!

Vorm „Goldenen Ochsen“ bleibt er stehen. Seine Hand spielt lässig mit dem schmalen Portemonnaie in der Tasche...

Herrgott, was waren das doch für Kerle...! Wie sie kaltblütig beim Pokern ihre Einsätze machten, den Ellenbogen nachlässig auf den Revolverknopf gestützt...! Wie sie die Goldklumpen aus den Beuteln auf den Tisch schütteten...! Und wie großartig, wenn sie eine Lage für das ganze Lokal springen ließen...! Das waren doch Kerle...!

Ochsen! Er geht in den „Goldenen Ochsen“. Er sieht sich um. Der Wirt schläft hinter der Theke. Sonst ist die Stube leer. Gickel ist der einzige Gast...

Da wirft er mit einer großartigen Bewegung den Hut an den Haken. Läßt sich auf einen Stuhl fallen, daß es kracht. Schlägt mit der Faust auf den Tisch. Und ruft dem Wirt, der von seinem Stuhl aufgeschreckt ist, mit dröhnender Stimme zu:

„Eine Lage fürs ganze Lokal...!“

## Kein Spielverderber

Jupp spielt leidenschaftlich Skat. Die ehernen des Triumphskats, Stechens und Abwerfens sind besser in seinem Gehirn eingegraben als das kleine Elnmaleins. Und wer mal irrtümlich falsch bedient, hat es mit ihm verdorben, rückwirkend bis zur Steinzeit...

Eines Abends saßen sie bei einem Vierer Skat in seiner Küche. Bei dem hatten sie angefangen, um elf kam Jups Frau aus dem Schlafzimmer. „Wollt ihr nicht aufhören...? Jupp, du mußt doch schon morgen früh um sechs zur Arbeit...!“

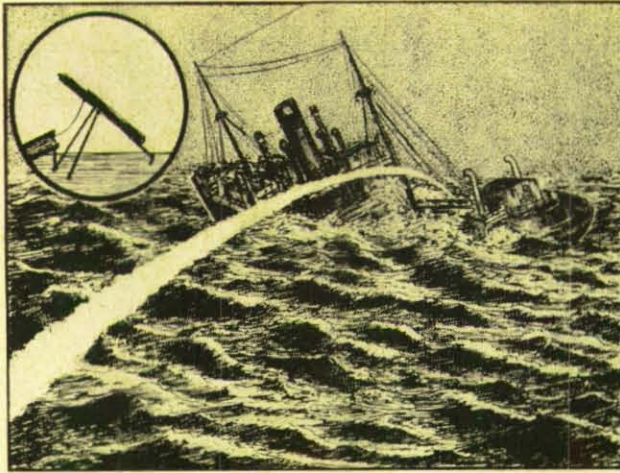
„Leg dich wieder hin, Klärchen“, sagte Jupp, während er die Karten ausgab. „Ich bin doch kein Spielverderber...! Ich habe bis jetzt fünf Mark gewonnen... Ich muß doch den anderen Revanche geben...! Jetzt aufhören, das wäre unfair...! Karl, du reizt den Egon...!“

Um ein Uhr kam seine Frau wieder in die Küche. „Jetzt hört der Unsinn aber auf...!“ sagte sie zum Äußersten nuschelnd. „Die Kinder können nicht schlafen...! Wie ihr die Karten auf den Tisch schmettert...!“

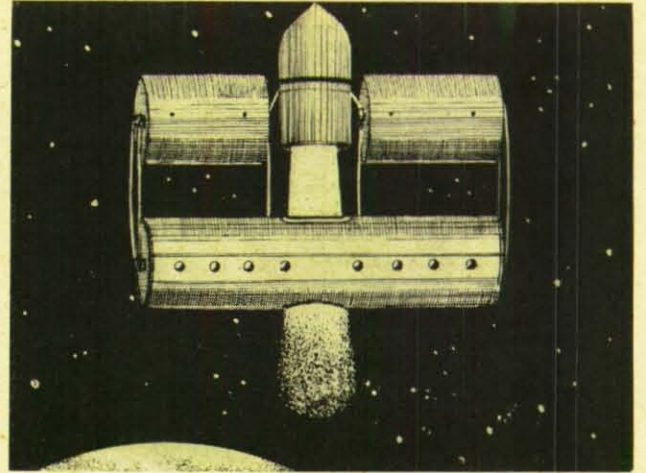
Jupp war gerade mit zwanzig Mark im Verlust. Er stand wütend auf, drängte seine Frau auf den Flur hinaus und schloß die Tür hinter ihr ab.

Frau Klara ging mit einem Seufzer wieder zu Bett. Der Lärm in der Küche klang aber schon um fünfzig Prozent gedämpfter zu ihr herüber — ihr Auftreten hatte also doch etwas genutzt —, und so schlief sie bald mit ihren Kindern friedlich ein...

Um Viertel nach drei wurde sie plötzlich von Jupp sanft aus dem Schlaf gerüttelt. „Ich hab' mich als Schlafmann mal kurz davongeschlichen“, flüsterte er. „Geh in die Küche, Klärchen... mach einen Mordskrach und schmeiß die Bende raus...! Ich stehe jetzt mit achtzig Mark im Gewinn...!“



I. Raketen als Lebensretter



II. Die Geburt der Raumschiff-Idee

# Kleine Geschichte der Raketentechnik

Daß Raketen nicht nur gefährliche Vernichtungswerkzeuge der Kriegführung oder bloßes Spielwerk zu sein brauchen, zeigt sich besonders deutlich auf dem Gebiete des Seenot-Rettungswesens. Die Rettungsrakete hat, seitdem sie in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts allgemein eingeführt worden ist, unangenehm alle Leben gerettet. Dabei ist dieses Gerät ursprünglich gar nicht als Rakete in Erscheinung getreten. Seine Geschichte ist in der Tat etwas verwickelter, als sie auf den ersten Blick aussieht. Die ersten erfolgreichen Versuche nämlich, Leinen auf gestrandete Schiffe hinüberzuwerfen, wurden mit kleinen, besonders für diesen Zweck gebauten Mörsern unternommen. Diese Rettungsgeräte haben sich dann auch eine Reihe von Jahren hindurch ganz gut bewährt. Vom Jahre 1824 an wurden in England Versuche unternommen, die Mörser durch Raketen zu ersetzen, welche sich in ihrer Bauweise ziemlich an die Kriegeraketen herkömmlicher Art anlehnten. 1838 wurde auf einen solchen Raketenapparat das erste englische Patent erteilt, und nachdem inzwischen auch an den deutschen Seeküsten erfolgreiche Versuche mit Raketenapparaten unternommen worden waren, begann sich diese Methode zur Rettung schiffbrüchiger Personen allgemein in Europa durchzusetzen. — Diese Wirkungsweise einer Rettungsrakete zeigt Bild I. Mit Hilfe des Raketenapparates (im Kreis) wird eine dünne, in einem besonderen Behälter locker aufgewickelte Leine vom Ufer aus zu dem in Seenot befindlichen Schiff hinübergeschossen. Die Mannschaft des gestrandeten Schiffes holt dann mit Hilfe dieser dünnen Leine eine starke Trosse an Bord, befestigt sie dort an einem erhöhten Punkt und läßt sich darauf in einer sogenannten Hosenboje, die in die Trosse eingehängt wird, an Land gleiten, Mann für Mann, wobei dann die Hosenboje mit einer dünnen Leine wieder an Bord geholt wird.

Lange Zeit war unter den vielen Erfindern, die sich mit dem Gedanken befaßt hatten, das Raketen- oder Rückstoßprinzip dem Antrieb von Fahrzeugen dienlich zu machen, noch niemand auf die kühne Idee verfallen, die Möglichkeit eines raketenbetriebenen Raumschiffes, also eines Fahrzeuges, welches bestehende ist, den Bannkreis der Erdschwere zu überwinden und in die Tiefen des Weltraums vorzustößen, ernsthaft in Erwägung zu ziehen, wengleich solche Gedanken in den Köpfen phantasiebegabter Schriftsteller höchst merkwürdige Dinge, Auswuchs auf Bild II zu sehen, stellt ein Raumschiff, und zwar ein mit Raketenkraft betriebenes Fahrzeug zur Erschließung des Weltraums dar. Es stammt von einem ungemein vielseitigen, wenn auch wissenschaftlich nicht sehr gründlich geschulten deutschen Erfinder namens Ganswindt, der 1856 geboren und 1934 in völliger Armut gestorben ist. Ganswindt hat sich im Laufe seines bewegten und nicht sehr erfolgreichen Lebens mit der Konstruktion von pferdelosen Wagen, Hubschraubern, lenkbaren Luftschiffen und vielen anderen Dingen befaßt. Das Vorden Raumschiffes der Ganswindtschen Art stellt ein Raumschiff dar, welches auf Bild II zu sehen ist, stellt ein Raumschiff, und zwar ein mit Raketenkraft betriebenes Fahrzeug zur Erschließung des Weltraums dar. Es stammt von einem ungemein vielseitigen, wenn auch wissenschaftlich nicht sehr gründlich geschulten deutschen Erfinder namens Ganswindt, der 1856 geboren und 1934 in völliger Armut gestorben ist. Ganswindt hat sich im Laufe seines bewegten und nicht sehr erfolgreichen Lebens mit der Konstruktion von pferdelosen Wagen, Hubschraubern, lenkbaren Luftschiffen und vielen anderen Dingen befaßt. Das Vorden Raumschiffes der Ganswindtschen Art stellt ein Raumschiff dar, welches auf Bild II zu sehen ist, stellt ein Raumschiff, und zwar ein mit Raketenkraft betriebenes Fahrzeug zur Erschließung des Weltraums dar. Es stammt von einem ungemein vielseitigen, wenn auch wissenschaftlich nicht sehr gründlich geschulten deutschen Erfinder namens Ganswindt, der 1856 geboren und 1934 in völliger Armut gestorben ist. Ganswindt hat sich im Laufe seines bewegten und nicht sehr erfolgreichen Lebens mit der Konstruktion von pferdelosen Wagen, Hubschraubern, lenkbaren Luftschiffen und vielen anderen Dingen befaßt.

Das granatenförmige Gebilde oben in der Mitte des Raumschiffes stellt die Explosionskammer der Ganswindtschen Rakete dar, die mit besonders konstruierten Dynamitpatronen betrieben werden sollte. Diese „Dynamitpillen“ sollten in den beiden zylindrischen Behältern rechts und links von der Brennkammer aufbewahrt werden, so daß diese Behälter die eigentlichen „Brennstofftanks“ abgaben. Unter den Brennstoffbehältern befindet sich die federnd aufgehängte Passagierkabine, welche, um die Feuergarbe nicht zu behindern, einen zylindrischen Ausschnitt hatte.

# GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine lustige Bildgeschichte von Eres 14. Fortsetzung



Dieses „Ding“, ein Satellit, hemmet Gabys Steinbockritt.



Denn als sie kommt d'ran vorbei, da macht sich der Steinbock frei.



von der süßen Gaby-Bürde! Wirft sie ab mit Schwung und Würde.



Ohne Wissen der Behörde kreist nun Gaby um die Erde.



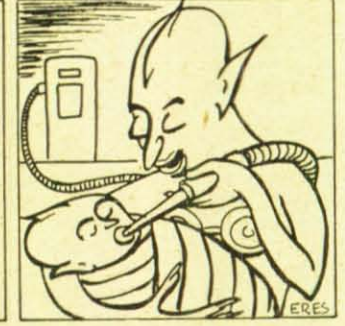
Ihre Höchstgeschwindigkeit überholt sogar die Zeit.



Gaby will es kaum verstehen: Sie kann in die Zukunft sehen.



Sieht: der Mensch in fernen Tagen füllt Atomkraft in den Magen.



Und wenn's Baby Milch verlangt, wird's mit Kraftstoff aufgetankt.



# Bertram lebt gefährlich

Episoden aus  
dem Leben eines  
Vielbegehrten

1. Fortsetzung

**W**hite fährt herum: „Habe ich richtig verstanden? Sie mich Geld geben wollen?“

„Mir“, ruft Hildegard, „diesmal heißt es mir!“

„Das wird er noch lernen“, schmunzelt Frau Schadwinkel. Sie zerfließt vor Glück, daß sie dem zukünftigen Schwiegersohn, dem Mann, der ihr Kind heiraten und seine Mutter zu sich nehmen wird, einen kleinen Gefallen erweisen darf. 3000 Mark! Was sind für einen Dollarmillionär 3000 Mark? Ganze 750 Dollar! Gibt er an einem Tage aus. Oder in einer Stunde. Sie könnte ihn fragen, wie der Freund heißt. Aber das schickt sich nicht. Es könnte ihn vor den Kopf stoßen. Außerdem nennt er ihn schon selbst: „Damit Sie wissen, wer mein Freund. Er heißen Allan Greenwood. Sie den Betrag sofort erhalten zurück, wenn ich sein in New York. Meine Bank...“

„Aber ich bitte Sie, Mister White! Es eilt doch nicht! Ich habe über 30 000 Mark auf meinem Konto.“

Und ich erleichtere sie nur um 3000 Mark, denkt White, eigentlich sehr bescheiden. Doch für den Anfang eine Menge Geld. Genug, um sich schnellstens aus dem Staube zu machen und irgendwo in Westdeutschland unterzutauen.

Frau Schadwinkel bemüht sich selbst zu ihrer Bank. Sie bittet Mister White, sie zu begleiten. Warum? stutzt der Amerikaner. Hat sie etwa Verdacht geschöpft? Will sie mich dem ersten Polizisten auf der Straße übergeben? Ist sie vielleicht klüger, als ich sie einschätze? Seine Sorge ist unbegründet. Arglos hebt Frau Schadwinkel die 3000 Mark ab und übergibt sie in der Bank ihrem Begleiter. Mr. White ist das gar nicht angenehm. Er hat vor der Tür warten wollen: er hielt es für klüger, sich nicht in das Blickfeld der Bankangestellten zu begeben. Je weniger Leute ihn sehen, desto besser für ihn. Doch Frau Schadwinkel besteht darauf, daß er mitkommt. Die Auszahlungsformalitäten nehmen einige Zeit in Anspruch, und sie will diese in der charmanten Gesellschaft ihres Begleiters verbringen. Wenn man seine neue Existenz auf 3000 Mark aufbauen will, die einem nicht gehören, muß man schon in einen sauren Apfel beißen. Zumal er durch die grenzenlose Naivität einer vertrauensseligen Frau und die blinde Ergebenheit eines liebeshungrigen Mädchens versüßt wird...

Er küßt der Frau zum Dank die Hand. Beglückt-verlegen wehrt sie ab: „Wenn einer zu danken hat, Mister White, bin ich es. Sie haben meinem Kinde und mir Glück gebracht — nein, widersprechen Sie nicht! Ich bin dem Schicksal dankbar, daß es Sie in unser Haus führte. Und nun möchte ich kein Wort mehr von dem Geld hören!“

Bedächtig schiebt er die dreißig Hundertmarkscheine in die Brieftasche, an die gleiche Stelle, an der einst die Noten der „Berliner Künstlerhilfe“ ruhten, und eilt auf dem schnellsten Wege zu Allan Greenwood, der ihn im Hotel Savoy erwartet. „Ich ihm money gleich geben will.“ Verklärt sieht die Frau ihm nach. Welch ein Mann! Sie seufzt: wenn sie doch noch jung wäre... so jung wie ihre Tochter. Bis ans Ende der Welt würde sie ihm folgen...

Die U-Bahn trägt Richard White zum Kurfürstendamm. Nein, nicht zu Allan Greenwood. Natürlich nicht. Den Na-

**Nicht mehr jung, kaum noch schön und gar nicht besonders geistreich ist Walter Bertram, ein arbeitsloser Schauspieler und Tunichtgut von Geburt an. Doch hat er Glück bei den Frauen. Sie fallen auf ihn herein wie die Fliegen auf den Honigtopf und müssen bitter dafür bezahlen: Mit Herzweh, Verzweiflung, Scham und — nicht zuletzt — mit hohen Geldsummen.**

men las er in einem Roman, den er sich im ‚Sanatorium‘ entlieh. Er hat ein gutes Gedächtnis für Namen. Er betritt ein Reisebüro. Der Herr möchte heute noch nach Hamburg fliegen? Bedauere. Ob morgen ein Platz frei sei? Bedauere. Aber für übermorgen könne er buchen. Es sei ein glücklicher Zufall, sagt der freundliche Verkäufer. Die Flugkarte sei zurückgegeben worden. Darum... der Herr preist den glücklichen Zufall und bucht für übermorgen. Seinen Gastgeberinnen erklärt er, daß er morgen fliege. Sie würden sich wundern, daß ein amerikanischer Großindustrieller, ein Wirtschaftsführer der Vereinigten Staaten, nicht von heute auf morgen eine Flugkarte bekäme. Sie haben schon gefragt, ob er ein eigenes Flugzeug besitze. Er antwortet, daß er es nicht liebe, so auffallend aufzutreten. Er lege keinen Wert darauf, in die Zeitung zu kommen. Er reise nun einmal gerne wie andere Leute...

## Mitschuldig geworden

Am nächsten Morgen verabschiedet sich Richard White von den beiden Frauen. Die schönen Tage bei so reizenden Menschen würden ihm unvergeßlich bleiben. Jetzt erst habe er die Deutschen lieben und achten gelernt. Wenn er in New York ankomme, werde er sofort schreiben. Und Weihnachten würden sie gemeinsam in seinem Hause feiern. Worauf sie sich verlassen könnten... Das Mädchen hat den Kopf an seine Brust gelegt und tapfer die Tränen bekämpft. Mama Schadwinkel küßt ihn auf beide Wangen: „Auf ein glückliches Wiedersehen!“

Mit einer Taxe fährt er zur Müllerstraße. Die Hausbewohner sollen nicht auf ihn aufmerksam werden, deshalb geht er zu Fuß in die Gerichtstraße. Er jagt die Treppen hinauf.

„Wo kommst du denn her“, staunt Schwester Mathilde. „Warum hast du dich nicht gemeldet?“

„Ich habe dir versprochen, aus deinem Gesichtskreis zu verschwinden“, grinst der Mann, der sich Richard White nennt. „Morgen bist du mich endgültig los. Nur diese Nacht noch...“

„Teufel, du hast dich aber herausgemacht! Wohlgenährt wie ein Großindustrieller!“ Mathilde muß den Bruder immer wieder anschauen.

„Wie ein Großindustrieller!“ lacht er. „Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen, Schwesterchen!“ Er entnimmt der Brieftasche einen Hundertmarkschein und knallt ihn auf den Tisch. „Hole zu essen und zu trinken! Das muß gefeiert werden! Den Rest kannst du behalten!“

Die Schwester erschrickt: „Walter, du hast doch nicht etwa wieder —?“

„Beruhige dich, es ist ehrlich verdient, hab' verdammtes Glück gehabt. 3000 Mark im Toto gewonnen! Da biste baff, wie? Ja, Schwesterchen, ich falle immer wieder auf die Beine!“

Sie feiern den Totogewinn bei Wein und Brötchen mit Schinken und Kaviar. Mathilde meinte, so früh am Vormittag trinke man keinen Wein, aber Walter hat darauf bestanden, den unerhörten Glückstreffer würdig zu begießen. Mathilde trinkt auf sein Wohl und fragt: „Was willst du unternehmen? Wohin gehst du?“

„Nach Düsseldorf. Ich werde mir dort eine Existenz gründen. Habe an einen Imbißstand gedacht. Oder an einen Bauchladen. Egal, was man arbeitet, wenn's nur ehrliche Arbeit ist.“

Mathilde seufzt: „Ach, wenn du doch immer so gedacht hättest, Walter. Aber reden wir nicht mehr davon. Wichtig ist jetzt nur, daß du das Geld vernünftig anlegst. Ich verstehe nur nicht, warum du nach Westdeutschland gehst. Hier...“

„Hier bleibe ich auf keinen Fall“, unterbricht Walter sie beinahe barsch. „In Berlin nimmt kein Hund mehr ein Stück Brot von mir. Nein, ich muß fort!“

„Du mußt wissen, was du tust“, sagt die Schwester. Sie schöpft keinen Argwohn. Sie glaubt dem Bruder. Er ist wohl zur Vernunft gekommen, sagt sie sich, er wird die Finger von krummen Sachen lassen; wenn man 50 Jahre alt ist und in ständiger Angst vor der Polizei lebte, wünscht man sich ein ruhigeres Leben. Sie hat ihn wohl falsch beurteilt, als er aus dem Gefängnis kam. Er hat sich geändert. Es tut ihr jetzt leid, daß sie ihn damals so unfreundlich empfangen hat, er besitzt ein gutes Herz, und sie wird in dieser Überzeugung gefestigt, als er ihr beim dritten Glase Mosel einen Hundertmarkschein zuschiebt. „Nimm nur, du kannst es brauchen.“ Sie schiebt den Schein zurück:

„Du noch viel mehr. Du mußt neu anfangen.“

Und wie ich anfangen, denkt er, wenn du ahntest, wie der neue Anfang aussieht. Seltsam, daß sie gar nicht fragt, wo er die letzten Wochen zugebracht hat. Er hatte sich die Antwort schon zurechtgelegt: Bei einem Bekannten. Aber sie ist nicht neugierig. Und sie ist naiv. Trotz ihrer Lebensklugheit naiv. 3000 Mark im Toto... er fürchtete, sie würde es nicht glauben. Sie schluckt es. Auch deswegen schenkt er ihr den zweiten Hundertmarkschein. Und für den Fall, daß... nun ja, daß die Damen Schadwinkel ihre Blamage der Polizei offenbaren. Er rechnet zwar nicht damit, selten läuft eine Frau zur Polizei, wenn ein Mann sie hereingelegt hat, und wenn sie es tut, wüderst sie hinterher ihre Beschuldigungen... aber sicher ist sicher. So empfängt Mathilde Bertram ein Schweigegeld, ohne zu ahnen, daß der Bruder sie zur Mitschuldigen gemacht hat. Wer mitschuldig ist, reißt sich nicht selbst hinein, kalkuliert Walter Bertram...

## Bestürzung im Hause Schadwinkel

Am nächsten Mittag pünktlich um 1 Uhr verläßt auf dem Flugplatz Fuhlsbüttel ein großer schlanker Herr im eleganten hellen Anzug und gleichfarbigen Hut, einen neuen Lederkoffer in der Rechten und einen neuen Trenchcoat über der rechten Schulter, die Maschine und besteigt den Omnibus. Als er in der Nähe des Hauptbahnhofs aus dem Bus klettert, steht der Zeiger an der Bahnhofsuhr auf 1 Uhr 25 Minuten. In Berlin wirft am Hohenzollerndamm 23 um 1 Uhr 25 Minuten der Briefträger einen mit amerikanischen Marken beklebten Luftpostbrief in den Kasten. „Endlich“, sagt Hildegard

Schadwinkel und öffnet den Umschlag. Sie bedauert, gestern an Doris Herbst geschrieben zu haben. Hätte sie doch nur einen Tag gewartet...

Was schreibt Doris Herbst? Hildegard möge tausendmal entschuldigen, daß sie sich nicht gemeldet habe, sie wäre vor sechs Wochen zu ihrem Onkel nach Baltimore gefahren und erst vor wenigen Tagen nach Brooklyn zurückgekehrt. Sie habe keine Zeit gefunden, ihre Privatkorrespondenz zu erledigen. Sechs Wochen? wundert sich das Mädchen. Wieso sechs Wochen? Vor etwas mehr als drei Wochen hat sie Richard die Grüße an die Berliner Freundin aufgetragen! Wer hat sich nun in der Zeit geirrt? Doris oder Richard? Sicher Richard! Ja, so wird es sein: Doris hat ihm die Grüße schon vor ihrer Reise nach Baltimore mitgegeben. Doch merkwürdig: sie erwähnt nichts davon. Kein Wort von Richard White. Alles berichtet sie haarklein, nur dies nicht: daß sie Richard White getroffen hat. Ob dahinter eine Absicht steckt? Ob sie verschweigen will, daß sie den Großindustriellen kennt? Sehr gut kennt? Daß sie ihn vielleicht... liebt? Aber warum hat sie ihn dann zu Hildegard geschickt? Nein, das verstieße gegen das Gesetz der Logik... Sie wird den nächsten Brief von Doris abwarten. Den Antwortbrief...

Mehrere Tage vergehen. Hildegard geht wie in einem Traum umher. Wenn der Briefträger klingelt, stürzt sie zur Tür. Wieder keine Nachricht von Richard! Und er verspricht, sofort zu schreiben. Sie hat für die Mutter, sich und eine Freundin Karten zu einem Bunten Abend in der Waldbühne besorgt. Aber sie verspürt plötzlich keine Lust, mitzugehen. Eine unerklärliche Unruhe hat sie befallen. Die Mutter und die Freundin müssen ihr lange zureden: „Na gut“, meint sie endlich, „weil ihr mich so quält.“ Sie zieht ihr hübsches blaues Kleid mit den weißen Punkten an. Das Kleid, das Richard so liebt. Als die drei Frauen die Wohnung verlassen wollen, klingelt es. Ein Telegrammbote! „Von Richard“, sagt Hildegard. Aufgeregt reißt sie den Umschlag auf. Die Buchstaben verschwimmen vor ihren Augen. Das Papier entfällt ihren Händen. Ihr Herzschlag setzt aus. Die Freundin hebt das Telegramm auf, liest: „Kenne keinen Richard White. Brief folgt. Gruß Doris Herbst.“

Die Mutter faßt sich zuerst. „Was denkt sie sich dabei? Solche Scherze —“

„Es ist kein Scherz“, sagt das Mädchen tonlos. „Es ist Ernst.“

„Ich glaube es nicht“, beharrt die Mutter. Aber ihre Stimme klingt unsicher. Sie will es nicht glauben, sie wehrt sich dagegen. Die Freundin ist gegangen. Sie fährt allein zur Waldbühne. Hildegard tut ihr leid. Sie ist einem Gauner zum Opfer gefallen. Ganz klarer Fall. Hochstapler oder Heiratsschwindler. Wer weiß, wieviel er ihr abgeschwindelt hat...

„Ich gehe zur Polizei“, erklärt Hildegard Schadwinkel. „Wenn du nicht gehst, tue ich es für dich.“ Sie sagt es kalt und entschlossen.

„Was hat es schon für einen Sinn?“ jammert die Mutter. „Sie würden über mich lachen.“

„Über uns“, versetzt das Mädchen. „Aber das ist mir egal.“

„Meine Migräne“, stöhnt Frau Schadwinkel. „Ich muß mich niederlegen. Tu, was du willst...“

Wenn Frau Schadwinkel etwas Unangenehmes widerfährt, reagiert sie stets mit Migräne...

## Der Erfinder der Schiffsschraube

Zu der gleichen Stunde sitzt im Speisesaal des Hotels „Reichshof“ am Hamburger Hauptbahnhof der Diplomingenieur Albert Wieland einer nicht mehr ganz jungen, aber sehr reizvollen Frau gegenüber. Aus unerforschlichen Gründen hat sich Vera Reimann, die sich vor zwei Jahren von ihrem Gatten, einem Großkaufmann, scheiden ließ, das prächtige Blondhaar tielischwarz färben lassen. Sie soll es nicht bereuen. Der Kontrast zwischen dem hellen Blau ihrer Augen und dem Dunkel ihres Kopfschmucks hat Albert Wieland stark beeindruckt. Immer, wenn sie sich treffen — und sie treffen sich seit sieben Tagen, seitdem er in der Hansestadt weil —, bewundert er das selbständige Spiel der Natur, das seiner charmanten Partnerin einen ganz aparten Reiz verliehen hat. Vera lächelt fein, und Albert glaubt, ihre Gedanken zu erraten: sie hält ihn für das, was sie selbst ist: Einfältig. Unerfahren. Zumindestens einfältig und unerfahren im Umgang mit Männern. Schon am ersten Abend nach seiner Ankunft, als er ihr im Speisesaal begegnete, spürte er, daß sie Überlegenheit und Welterfahrenheit nur vortäuscht. Sie besitzt nicht einmal, stellt er fest, schauspielerische Talente, die beinahe jeder Frau in die Wiege gelegt werden. Sie kann sich nicht verstellen. Der Diplomingenieur Albert Wieland verfügt über diese Gaben. Wenn er in den letzten 30 Jahren von innen auf der Bühne des Theaters und nicht auf der Bühne des Lebens Gebrauch gemacht hätte — er würde es wohl weit gebracht haben. So aber hat er es zu einem unbekanntem Ingenieur gebracht ... und selbst der ist nicht echt.

Aber das merkt Vera Reimann nicht. Sie darf es gar nicht merken. Wenn sie ihm auf den „technischen Zahn“ fühlte und ihn über technische Dinge ausfragte, würde selbst ihr an dem Ingenieur Wieland einiges auffallen. Und dann brähe sein Plan Nummer 2 zusammen. Ein toller und doch ganz simpler Plan, den ein Mann in den nächsten fünf Minuten durchschauen würde ... falls er nicht schwachsinnig ist. Aber Vera Reimann ist kein Mann, ein Umstand, den Albert Wieland außerordentlich zu schätzen weiß. Mehr noch als ihre Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht beruhigt ihn die rasch ermittelte Tatsache, daß Vera Reimann wohl mit irdischen, jedoch nicht mit geistigen Gütern gesegnet ist; ihr Bankkonto weist eine hohe fünfstellige Ziffer auf. Verhielte es sich umgekehrt, besäße sie ein umfangreiches Geistes- und ein mageres Bankkonto, so wäre das Interesse des Ingenieurs, der sich mit einer weltmännischen Verbeugung an ihren Tisch setzte, erloschen. Niemals hätte sie erfahren, daß sie einem genialen Erfinder, dem Erfinder der neuen Schiffsschraube, begegnete, die eine Umwälzung in der Weltschiffahrt herbeiführen wird.

Über seine Erfindung hat Wieland in den letzten Tagen Andeutungen gemacht. Sie hat kaum darauf reagiert. Er war verstimmt. Erst gestern, als er in der Unterhaltung die kommende technische Revolution im Schiffsbau ankündigte — beiläufig, in einem nebensächlichen Satz — wurde sie aufmerksam und bat ihn, ihr davon zu erzählen. „Gerne, meine Gnädigste“, sagt er erfreut, „aber bitte nicht jetzt. Jetzt muß ich zu einer wichtigen Besprechung mit Direktor Hallmann fahren. Wegen meiner Erfindung. Morgen ... wie wäre es morgen? Hier im Hotel ...“

Und nun setzt er Vera Reimann die Vorzüge der neuen Schiffsschraube auseinander. Er begleitet seinen Vortrag mit lebhaften Gesten und breitet über sie die Zeichnung vor ihr aus: das Wunder, das die Schnelligkeit der Schiffe verdoppeln wird. Sie versteht kein Wort von seinen weitschweifigen, technischen Ausführungen, die Zeichnung erscheint ihr wie ein Buch mit sieben Siegeln, die ganze Geschichte langweilt sie. Sie gähnt. Wieland ist wütend. Sollte der Aufwand an Zeit und Worten nutzlos sein? Sollte er das Kapitel über den Bau einer Schiffs-

schraube, das er in einem alten Buch fand, umsonst auswendig gelernt haben? Zwei Tage hat er gebraucht, um es sich einzupauken. War eine widerwärtige und eintönige Arbeit ... wo er von dem Schiffsbau soviel versteht wie ein Ochse von der Neunten Symphonie.

„Wunderbar“, nickt sie, „großartig“, und wirft ihm einen bewundernden Blick zu. „Und wann wird die Schraube konstruiert?“

Wieland atmet auf. Endlich! Darauf hat er gewartet. „Vorläufig gar nicht“, entgegnet er. „Ich muß sie erst einmal als Patent anmelden. Das kostet eine Stange Geld. Und das habe ich nicht.“

„Ja, aber ... dann war doch Ihre Arbeit vergebens ... ich meine ...“

Er nickt: „So ist es. Wenn ich niemand finde, der mir den Betrag vorstreckt ...“, er hebt die Schultern.

„Und der Direktor ... wieweil er doch?“ forschte sie bekümmert.

„Hallmann! Er war meine große Hoffnung. Darum fuhr ich zu ihm.“

„Na und? Mann, so reden Sie doch!“ drängt sie. „Was sagte er?“

„Er wollte es sich überlegen. Die Erfindung sei phantastisch, es ließen sich Hunderttausende, Millionen mit ihr verdienen, aber 10 000 Mark seien eine Menge Geld. Die könne man nicht aus dem Armel schütteln. Das müsse überlegt sein.“

Hastig zündete Vera Reimann sich eine Zigarette an. Er reichte ihr das silberne Feuerzeug hin. Sie hat Feuer gefangen wie die Zigarette. „Was gibt's denn da zu überlegen!“ bricht es aus ihr heraus. „Wie kann der Mann so einen Blödsinn verzapfen! Findet sich denn keine Bank, die das Geld hergibt? Was sind 10 000 Mark für eine Bank?“

„Sind 10 000 Mark für eine Bank?“ „Sind ihr keine Sicherheit bieten kann“, bemerkt Wieland. „Ich bin ein armer Teufel. Was soll ich ihr bieten?“

„Ihre Erfindung! Ihre Zeichnung!“

„Sind denen gleichgültig, solange sie auf dem Papier stehen.“

„Können Sie denn kein Gutachten von einem Fachmann vorlegen? Sie sagen doch selbst, die Fachwelt habe Ihre Erfindung anerkannt.“ Vera hat sich in Eifer geredet. Mehr, als ihm angenehm ist. Sie gibt dem Gespräch eine Wendung, die ihm nicht gefällt.

„Das Risiko muß der Erfinder selbst tragen“, erklärt er ihr, „das gehört nun einmal dazu. — Aber sprechen wir von etwas anderem. Ich spreche vor, wir fahren nach Blankenese. Ich Trottel!“ Er schlägt sich vor die Stirn. „Sitze mit einer reizenden Frau zusammen und behellige sie mit einer Schiffsschraube.“

Sie schlägt ihm auf die Finger: „Unsinn! Ich freue mich, daß Sie sich mir anvertrauen! Wissen Sie, daß Sie mir imponieren? Sie sind so gelassen. Bei allen Sorgen und Aufregungen, die

doch eine solche Sache sicher mit sich bringt, sind Sie gelassen.“

„Was soll ich tun?“ lächelt er. „Soll ich in die Alster springen, wenn ich das Geld nicht bekomme? Dann bleibt das Patent eben unangewendet.“

Sie fährt auf: „Das wird es nicht, haben Sie verstanden? Das dulde ich nicht, auf keinen Fall!“

Verwundert blickt er sie an: „Sie?“ „Ja, ich! Ich werde Ihnen die 10 000 Mark zur Verfügung stellen, wenn sich keiner findet! Als Darlehen!“

Wieland fühlt, wie sein Herz einen Luftsprung tut. Er reißt die Augen auf ... das hat er in der Schauspielschule gelernt. Er besitzt ausdrucksvolle, hübsche Augen — eine Frau hat ihm einmal gesagt, daß sie ihn nur wegen seiner Augen liebe. „Ich — mir fehlen die Worte, gnädige Frau“, flüstert er.

Sie legt die Hand auf die seine: „Die gnädige Frau lassen Sie fort. Sagen Sie Vera. Und nun gehen Sie zu Ihrem Direktor und fragen Sie ihn klipp und klar, ob er einen Geldgeber aufreiben könne.“

„Und wenn er es nicht kann, dann wollen Sie ... Frau Vera ... nein, Frau Vera, das erlaube ich nicht, das ist ganz indiskutabel! Sie kennen mich kaum und ...“

Vera hält ihm den Mund zu: „Wenn Sie nicht gleich still sind, werde ich Ihnen ein Schloß vor, Sie lieber, dumme Kerl, Sie!“

Der Mann ergreift ihre zarte Hand und haucht einen Kuß auf die weiße Haut ...

## Das Darlehen wird umgewandelt

Nach fünf Tagen besucht Albert Wieland Vera Reimann in ihrer Villa in Poppenbüttel. Fünf Tage ließ er nichts von sich hören. Fünf Tage wartete Vera sehnsüchtig auf ein Lebenszeichen. Fünf Tage können vier fünfzig und fünfhundert Tage erscheinen, wenn man liebt. Vera Reimann liebt. Jede Stunde ohne ihn ist leer und traurig. Sie könnte wieder heiraten, sie, mit ihren 38 Jahren, mit ihrem Vermögen, ihrem Haus, ihrem Charme. Die Männer würden sich um sie reißen, wahrscheinlich mehr um ihr Konto, ihr Haus und ihren Schmuck als um Vera Reimann, obwohl sie jünger aussieht als 38. Aber wo verzichtet auf Aussicht, die sich in ein warmes Nest setzen wollen.

Viele Männer wollen sich heute in ein warmes Nest setzen. Viele Frauen bieten ihnen das warme Nest, wenn die Torschluß-Panik sie erfaßt. Torschluß-Panik, auch so ein häßliches Nachkriegswort. Aber es trifft den Kern. Es hat sich an ihr bewahrheitet,

damals, vor sechs Jahren, als sie Viktor Reimann heiratete, den Heimkehrer, der mit leeren Händen und leerem Magen und leerem Herzen zu ihr kam, der ihr Mitleid erregte und dann ihre Liebe erregte, und der dann von ihr ging, vor einem Jahr, als er sich von dem bundesrepublikanischen Wirtschaftswunder eine gehörige Scheibe abgeschnitten hatte und ihr Geld und ihre Liebe und die Geborgenheit bei ihr nicht mehr brauchte. In seinem Direktionsbüro in Speersort überraschte sie ihn eines Tages mit einem brünetten, jungen Mädchen, das erschrocken von seinen Knien glitt. Das Mädchen nahm seine Stenogramme auf und ließ seine entgegen ...

Es hat sie schwer getroffen. Aber die Wunde verheilt. Sie wird sich schließen, wenn Albert ... Er ist ganz anders als Viktor. Er will nichts von ihr. Er jagt nicht dem Glück nach, was für Viktor und die meisten Menschen heute gleichbedeutend mit Geld und materiellen Werten und Genüssen ist. Wenn er sein Patent nicht anmelden kann, nun, dann eben nicht. So kalt läßt ihn das alles. So abgeklärt haben ihn die Erfahrungen und die Lehren eines bewegten Lebens, von dem er ihr erzählen mußte, gemacht. Schlimm, daß man für ein Patent so viel Geld braucht, 10 000 Mark. Sie werden ihr nicht fehlen, wenn sie sie ihm leiht. Aber sie werden einem Menschen, den man liebt, zu Ansehen, Ehre und Ruhm verhelfen. Und zu Reichtum. Den er mit ihr teilen wird ...

„Du hast mich lange gequält“, schmollt sie. „Fünf schreckliche Tage. Doch nun bist du bei mir.“ Sie legt ihren Kopf an seine Schulter. Eine Geste, die ihn an Hildegard Schadwinkel erinnert. Was sie wohl tun mag? Ob sie sich, von Scham und Schmerz erfüllt, abgefunden hat? Oder ist sie — er mag den Gedanken nicht zu Ende denken.

„Ich bin nach Geld herumgelaufen“, sagt er. „Auf den Streich er über das schwarze, seidige Haar der Frau. Sie halten mich nur hin. Auch Hallmann. Und die Zeit drängt.“

Ihm ist gar nicht aufgefallen, daß sie ihn duzt. Seine Gedanken weilen bei einem bedruckten Stück Papier, das sie ihm vor fünf Tagen zeigte. Bei dem Auszug ihres Bankkontos. „Jetzt sind Sie mein letzter Strohalm, Frau Vera“, sagt er.

Sie hebt den Kopf: „Sie? Ich habe du zu dir gesagt.“

„Wirklich? Bitte, verzeih mir! Ich bin sehr glücklich darüber. — Kannst du mir tatsächlich helfen, Vera?“

„Was ich verspreche, halte ich“, sagt Vera. „Morgen hebe ich die Summe ab. Und nun möchte ich nichts mehr davon hören. Der Nachmittag ist wunderbar. Wir fahren nach Blankenese. Trinken dort Kaffee. Wir wollen ganz uns gehören.“

„Einverstanden“, erwidert er. „Und tausend Dank, mein Liebes.“ Er sucht ihren Mund, und ihre Lippen finden sich in glühenden Küssen. Wenn Hildegard nun zur Polizei gegangen ist?, fährt es ihm dabei durch den Sinn. Es war vernünftig, ihr kein Foto von ihm zu schenken. Aber — er erschrickt — was würde ihm dies erschützen, wenn sie wirklich die Polizei alarmiert? Sie legt dem Mädchen das Verbercheralbum vor —

Er verschuecht die übrigen Gedanken. Wenn Vera ihm die 10 000 Mark leiht, wird er ihr einen Schuldschein geben und sich nicht mehr blicken lassen. Er wird ihr erklären, daß er die Patentanmeldung in Köln vornehmen muß. Ob sie ihm glaubt? Aber sicher! Sie glaubt ja alles. Ihre Naivität rührt und belustigt ihn. Sie erreicht Ausmaße, mit denen sich die Naivität anderer Frauen nicht vergleichen läßt. Nicht einmal Mutter und Tochter Schadwinkel hätten die Schiffsschraube geschluckt. Lieber macht blind, hieß ein Film, den er vor dem Krieg sah. Es war der Untertitel. Der Haupttitel lautete: Die rote Mütze. Die rote Mütze trug ein falscher Eisenbahnbeamter, dargestellt von Harald Paulsen, der einem

Fortsetzung Seite 18

## Zwei Mann, ein Schwein und die Nacht von Paris

Diesen spannenden  
Tatsachenbericht  
bringt die ZB in Kürze

Fotos: NF-Film



Die vierbeinigen Berliner haben's gut . . .

# Bade- strand für Hunde



**Können Dackel schwimmen?** Natürlich, aber manchmal wollen sie nicht. Waldi spielt zur Abwechslung Miesmacher, findet das Wasser zu naß und die anderen Hunde gewöhnlich.

**Treffpunkt** für Westberliner Hunde am Sonntagmorgen: Grunewaldsee, Hundebad. Wasser, Strand, Sonne, Wald — alles da. Hier haben sie Tummelfreiheit, nichts ist „Pfu!“ — ein Paradies.

Sonntagmorgen am Grunewaldsee! Da tummeln sie sich mit „Wau-wau!“ und „Jih-jih!“, apportieren ihre Hölzchen, fangen mit waghalsigen Sprüngen und vor Eifer hechelnd Bällchen oder stürzen mit begeistertem Gekläff ins hochaufschäumende und so angenehm kühlende Naß. Niemand verwehrt es ihnen, niemand darf es ihnen verwehren. Weder aus hygienischen noch aus sonstigen Gründen. Sie dürfen auch Krach machen, soviel sie wollen. Und die Struppis, Fiffis und wie sie alle heißen, die Hunde mit und ohne Stammbaum, haben natürlich sofort heraus, daß sie die Hauptpersonen sind. Die Hauptpersonen? Jawohl! Hier dürfen sie einfach — alles. Ein hundefreundlicher Magistrat hat ein Stück des Grunewaldsees zum „Badestrand für Hunde“ erklärt. An heißen Tagen, besonders abends und sonntagmorgens, herrscht Hochbetrieb. Alles steht im Zeichen der Vierbeiner. Die Hunde, die Herrchen, die Frauchen und auch die Zuschauer haben ihren Riesenspaß an der Sache . . .



„Wiri doch endlich!“ Der schwarze Pluto ist gerade „pudel-naß“ aus dem Wasser gekommen. Aber er zittert schon wieder vor Ungeduld. Sein „Wuff-wuff!“ mahnt Herrchen zur Eile.



„Faß Apport!“ hat Herrchen gerufen. Wirklich nett von dem Menschen, wenn sie von ihrem Hund ausgerechnet das verlangen, was er für sein Leben gern tut. Harro ist mit Begeisterung folgsam.

Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt, oder — wenn der andere kein eigenes „Hölzchen“ hat. Erst ein begehrlischer Blick, dann knurrt man sich an. „Hau bloß ab“, droht Ajax von der goldenen Aue und bleckt den linken oberen Reißzahn. „Ich mach' dich sonst kalt!“



Unter die Zuschauer haben sich nach ihrem Auftritt die Tänzer gemischt. Sie sind erhitzt, und es hat sich bewährt, eine Wolldecke mitzubringen, in die sie sich nun einhüllen. In Johannesburg fallen die Stammesunterschiede der Schwarzen besonders ins Auge. Es gibt Stämme mit scharf profilierten, fast edlen Gesichtszügen und solche, die sich durch Grobschlächtigkeit auszeichnen. Keine Angst, Neger sind gutmütige Menschen!

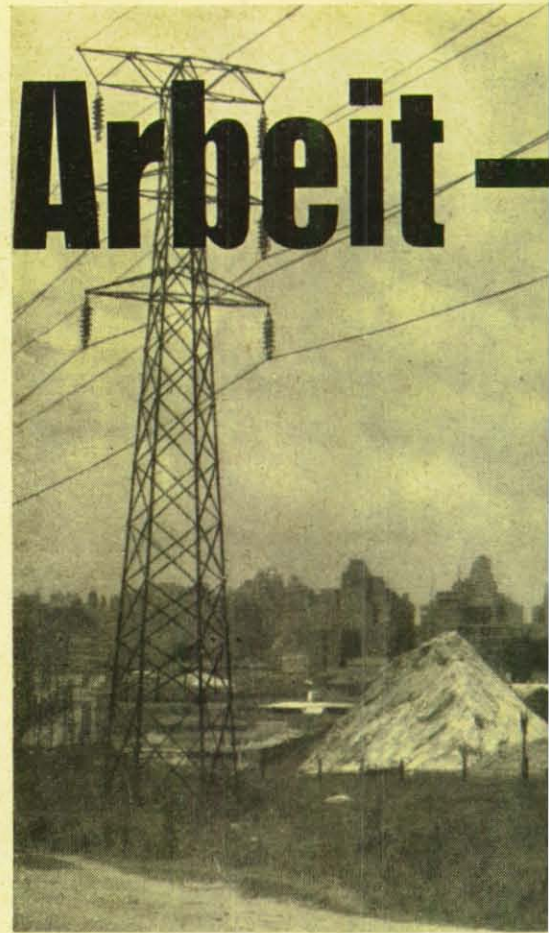


Schnell eine Zigarette zur Entspannung in der Pause. Aber Vorsicht, damit der prachtvolle, malerisch zerzauste Kopfschmuck nicht in Flammen aufgeht. Durch ein Band wird er beim Tanz festgehalten. Während die von den Weißen eingeführte moderne Kleidung ganz allgemein von den Negern übernommen wurde, erwachen bei den sonntäglichen Tänzen die alten Trachten der verschiedenen südafrikanischen Stämme zu neuem Leben.

# Harte Arbeit —

Während sich bei uns Tausende auf den Fußballplätzen einfinden, strömen die Neger von Johannesburg jeden Sonntag zu ihren Tanzveranstaltungen. Nach jeder arbeitsreichen, sauren Woche in den Goldminen suchen sie hier Erholung und Entspannung. Nicht die Sport- und Badeanlagen, die von den Direktoren der Minen eingerichtet wurden, sind der stärkste Anziehungspunkt, sondern die Tanzveranstaltungen, die abwechselnd auf dem Gelände der großen Minenkonzerne stattfinden. Von allen sechzehn Negerstämmen der Südafrikanischen Union sind Arbeiter nach Johannesburg gesiedelt. Die verschiedenen Tänze aller sechzehn Stämme sorgen für ein reichhaltiges Programm, das einfach einzigartig ist.

Die gelben Schutthalden der Goldbergwerke reichen bis an Johannesburg heran. Wolkenkratzer, wie das 72 m hohe Escom House, bilden die Silhouette der modernen, in 70 Jahren entstandenen Stadt.



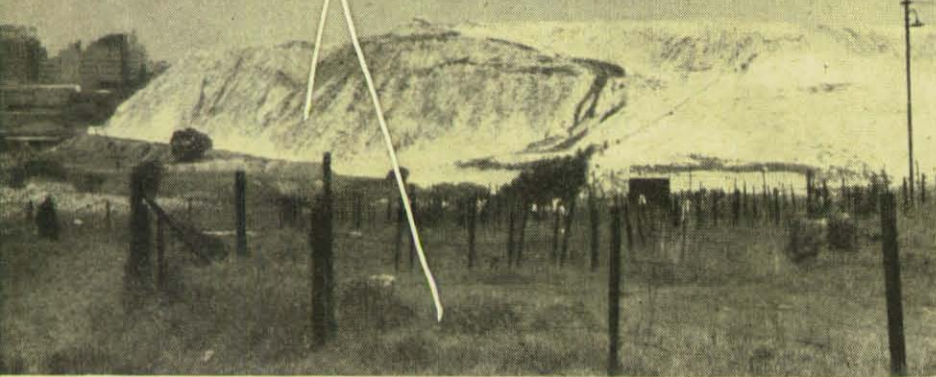
Wellblechdächer und Schornsteine der Crown Mines Limited, auf deren Gelände heute der Tanz stattfindet, bilden die Kulisse. Wie bei uns den Anhängern des Fußballs seine Regeln und die Namen der Spieler geläufig sind, so kennen die Eingeborenen die verschiedenen Tänze. Und der Zuschauer gut, denn sie sind aus ihrer Mitte.



Angeboren ist der Rhythmus den Schwarzen. Im Tanz finden sie ihre elementarste Lebensäußerung. Jagd-, Waffen-, Tier- und Maskentänze beschwören die Dämonen. Anfangs sind die Bewegungen gleichförmig, fast monoton. Dann steigern sie sich unter den anfeuernden Schreien der Zuschauer zu wilder Ekstase. Die Hingabe, Begeisterung und die Freude am Tanzen lassen alle Bedrängnis und Not des Lebens leicht vergessen.

# Frohe Feste

Der ZB-Reporter war für Sie bei den Goldsuchern in Johannesburg



Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der Provinz Transvaal der Südafrikanischen Union reichhaltige Goldfunde entdeckt wurden, ergriff das ganze Land ein Goldfieber. Immer mehr Menschen, schwarze wie weiße, strömten zusammen in der Hoffnung, ihrer Armut zu entfliehen und ein Paradies auf Erden zu finden. Inmitten der Goldfelder des Witwatersrandes entstand 1886 Johannesburg (1750 m über dem Meeresspiegel). So schnell wie die Massen zusammenströmten, wurden sie nicht reich. Zunächst entstanden Baracken, Baracken und nochmals Baracken. Und den Reichtum ernteten die großen Konzerne, die bald vom Land Besitz ergriffen. Die Massen fanden jedoch Arbeit und Brot. So konnte in kaum 70 Jahren eine blühende Stadt entstehen, ein Mittelpunkt des Handels und der Industrie. Das Straßennetz von Johannesburg ist schachbrettig angelegt. Unter den 820 000 Einwohnern sind 460 000 Neger.

**Ein geschickter Händler** hat am Wege zur Tanzveranstaltung einen Stand aufgeschlagen. Laut preist er mit beredter Zunge seine Figürchen an: Elefanten, Auerochsen und Büffel. „Nicht das Material, die Kunst gibt diesen Figuren ihren Wert!“ Nur aus Gips sind die netten Tiere geformt. Viele Schaulustige bleiben stehen.

**Der Tanzplatz ist überfüllt.** Das Gemäuer und die niedrigen Dächer rund herum sind längst besetzt. Daß viele nur die Rolle von Zaungästen spielen, liegt nicht am Eintrittsgeld, denn es wird keines erhoben. Die Begeisterung der Zuschauer setzt sich über Unbequemlichkeiten hinweg und ihre fast rührende, hingebungsvolle Anteilnahme entlohnt die unermüdlich eifrigen Tänzer.

**Alle südafrikanischen Stämme**, die unter den Arbeitern Johannesburg vertreten sind, führen Tänze auf. So sind die Veranstaltungen ein musischer Wettstreit. Der Stolz der Musiker sind nicht die blinkenden, von den Engländern eingeführten Instrumente, sondern die nach uraltem Muster gebastelten, hohlklingenden Xylophone.





◀ Ein Druck auf einen Knopf, und schon beginnt die elektrische Hebevorrichtung zu arbeiten. Spielend hebt der Kran das Segelboot aus dem Wasser. Die jungen Segler leisten Hilfestellung. Sie sorgen dafür, daß das Boot ohne Beschädigung oder Schramme auf dem Bootskarren landet, der schon für die Heimfahrt bereitsteht.



Abends wird das Boot sorgfältig verpackt. So will es die Vorschrift. Diese Sportlerinnen wissen darum und handeln danach. Sie reiben die Planken blank und trocken und hüllen das Boot sorgfältig in ein großes Segeltuch. Nun kann so leicht nichts mehr passieren.

## Klar zur Wende, see!

Eine Schulklasse hißt die Segel



Hau ruck! Alle Mann — auch Frauen — angefaßt, und das Boot rollt, wie gewollt, in den geräumigen Bootsschuppen. Mehr als siebzehn Boote finden darin ihren Platz. Erst wenn alle Boote sachgerecht untergebracht sind, dürfen die Aspiranten der hohen Segelkunst an sich selbst denken. „Zuerst das Boot, und dann der Mensch“ heißt ihre Devise. Haben sie doch schon erfahren, daß von der guten Beschaffenheit des Bootes manchmal auf See ihr Leben abhängen kann.

**D**as gibt es in Palm Beach, dem Badeort der Millionäre an der Südküste Floridas: Zwei Tage in der Woche dürfen sich dort die Schüler der Graham-Eckles-Schule ausschließlich mit Segelsport beschäftigen. Besonders Begabten und Befähigten wird sogar gestattet, vier Tage mit Segeln zuzubringen. Doch nur kein Neid! Auch ein Segeltag beginnt mit Unterrichtsstunden im Klassenzimmer. Dort stehen Segelschiffsmodelle zur Verfügung. Sie dienen Kapitän Wingerter als Anschauungsmaterial. Hat er doch die Aufgabe, seinen Schülern, Jungen und Mädchen der verschiedensten Altersstufen, Theorie und Praxis des Sportsegelns beizubringen. Nach dem Unterricht geht es mit geschultertem Seesack hinaus an den Strand. Und die jungen Segelsportler müssen nachweisen, was sie aus den Lehrstunden für die Praxis gelernt haben. Viel gibt es zu beachten. Das Hissen der Segel ist für Nichtzünftige gar nicht einfach. Aber mit Ausdauer und Geduld wird auch das geschafft. Ein Boot nach dem anderen löst sich von der See, und in lautloser Verzauberung beginnt die Fahrt über die in tausend Farben funkelnde See. Sie wird den Seglern zum Erlebnis.



Und wieder geht ein schöner Tag zu Ende! Er brachte der blonden Jane — im weißen Seglerdreß — freudige Gelöstheit und zunehmende Sicherheit im Segeln. Nun, da die Wellen im letzten Abendchein aufleuchten, ist es an der Zeit, die Segelbahnen von der Takelung zu lösen, sie zusammenzuwickeln und sorgsam zu verschüren. Viel hat die junge Jane schon gelernt. Sie weiß, daß bei starker Brise die Segel gereift werden müssen und versteht zu steuern.

# WEGLOSE FLUCHT

## Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

### 4. Fortsetzung

Jean zog wieder nachdenklich an seiner Pfeife, feuchtete sich den Mund mit Wein und fuhr fort, des langen und breiten zu berichten, wie es gekommen war, daß Naudeau in Indien in der Nähe Bombays das Licht der Welt erblickte. Seine Mutter sei eine hübsche Frau gewesen; in Avignon geboren, sei sie schon als junges Mädchen nach Paris gekommen und habe dort den Großkaufmann Rollé kennen und lieben gelernt, der die Französin als seine Frau mit nach Indien nahm. Auch er, Jean, sei damals in die Familie aufgenommen worden; als Schweizer Diener, der seine Dienste in der Zeitung angeboten, sei er bei der Reise des jungen Paares durch die Schweiz auf dem Weg nach Genua zu ihm gestoßen. So habe sich seines Lebens Weg für immer mit jenem der Rollés vereint. Sieben Monate nach ihrer Ankunft in Bombay habe Naudeau das Licht der Welt erblickt und sei hinfort von Jean betreut worden.

Der Alte seufzte und fuhr fort: „Herr Rollé besaß ein großes Exportgeschäft für Gewürze und Tee. Wir wohnten in der Nähe der Plantagen. Ein großes Haus, von meist mehr als fünf eingeborenen Bedienten versorgt, inmitten eines Palmenhains, war Naudeaus Heimat. Der Knabe gedieh prächtig, nährte sich wie die gezähmten Affchen, die er zu Gespielen hatte, von Bananen und Nüssen, wuchs und wurde ein brauner, großer Junge. Mit seiner Mutter und mir sprach er französisch, mit seinem Vater und abwechselnd auch mit mir deutsch. Dazu lernte er englisch bei seinen Kameraden, Söhnen und Töchtern englischer Kolonialbeamter, die in der Nähe wohnten und gleich ihm eine Privatschule besuchten. Als Naudeau dreizehn Jahre alt war, wurde er nach Europa gebracht, wo seine Mutter und ich ein Jahr lang blieben, so wie das für europäische Kinder, die in den Tropen aufwachsen, nötig ist. Drei Monate lang lebten wir in Paris. Dann zogen wir in die Villa in Castagnola. Die Tessiner Zeit war wunderbar. Madame weinte herzergründend, als wir Abschied nehmen mußten. Vielleicht hatte sie geahnt, daß sie Europa niemals wiedersehen würde. Zwei Jahre später starb sie an Typhus. Naudeau kam in das Geschäft des Vaters; aber bald stellte sich heraus, daß er nicht mit Leib und Seele bei der Sache war. Er zog es vor, sich mit Büchern in irgendeine Ecke zurückzuziehen, und sein bester Freund blieb ein alter Schweizer Professor, der an der Privatschule, die Naudeau bald wieder besuchen durfte, Unterricht in deutscher Literatur- und Kulturgeschichte gab. Somit kam es, wie es kommen mußte. Vater Rollé ließ Naudeau gewähren, kümmerte sich nicht mehr viel um ihn und heiratete zum zweitenmal; diesesmal eine Engländerin, die ihm mit ihren Launen und Ansprüchen das Leben schwer und die Hölle heiß machte. Hol's der Teufel, das war eine böse Zeit!“

Wieder seufzte der Greis und bestellte das vierte Glas Wein, bevor er nun, etwas zögernd und unlustig, fortfuhr, den unschönen und traurigen Teil aus Naudeaus jungem Leben zu berichten. Er schob Arnold das Zigarettenpäckchen hin, nötigte ihn mit vom Wein gelöster Heftigkeit zu rau-

**Durch einen Bombenangriff in Hamburg wird das Schicksal des deutschen Frontsoldaten Arnold Heim aus der vorgezeichneten Bahn gerissen: Obwohl sein Urlaub abgelaufen ist, kehrt er nicht an die Ostfront zurück. Stattdessen fährt er — ohne daß er es recht will — mit den Papieren seines Freundes, des Schweizer Schriftstellers Naudeau Rollé, der beim Angriff getötet wurde, in die Schweiz. Das wird durch das Versehen eines alten Friedhofswärters möglich, der in sein Totenregister den Namen des deutschen Fronturlaubers Heim und nicht den des Schweizer Schriftstellers einträgt. Heim gelingt es, ohne Argwohn zu erregen, die strenge deutsche Grenzkontrolle zu passieren. Von Zürich aus fährt er nach Castagnola, dem Wohnsitz seines toten Freundes. Dort wird er von Naudeaus altem Diener, Jean, empfangen, dem er sich voll anvertraut. Gemeinsam beschließen sie, daß Heim bis zur Beendigung des Krieges als Naudeau Rollé im Hause seines Freundes leben soll. Er wird daher unter diesem Namen polizeilich gemeldet. Eines Abends macht Heim mit Jean zusammen einen Spaziergang. Sie kehren in einer Gaststube ein. Beim Wein berichtet Jean von dem Lebensgang der Familie Rollé.**

chen und schilderte, wie Naudeaus Vater infolge seiner unglücklichen zweiten Ehe immer mehr die Zügel schleifen ließ.

„Parbleu, was tat er!“ stieß Jean zwischen den Zähnen heraus. „Er soff, so wie man halt in Indien säuft, wenn man nicht restlos glücklich ist. Die Hitze und der Alkohol gehörten immer schon zusammen. Sie merken es ja schon hier!“ Er lächelte und fuhr fort: „Ja, ja, Hitze, Alkohol und ein hysterisches Weib, das war auch für die Konstitution eines Rollé zu viel. Da machte er zu allem Überfluß noch Dummheiten mit einer Eingeborenen. Seine Gattin erfuhr es und drehte ihm daraus einen Strick, wobei ihr die englischen Verwandten kräftig halfen. Die Ehe wurde geschieden; mein Herr gab den indischen Besitz daran und zog sich leberkrank und grollend in seine alte Heimat zurück. Wieder kam Castagnola zu Ehren. Wir ließen uns hier fest nieder. Aber Naudeau hatte sich seinem Vater entremdet und ging weg, nachdem er kaum ein paar Monate im Tessin verbracht hatte. Wir ließen ihn fort. Er ging nach Frankreich, nach England, dann wieder nach Frankreich, dann nach Deutschland und wieder nach Frankreich. Das andere wissen Sie ja selbst. Vor fünf Jahren war Naudeau zum dritten und letzten Male in Castagnola. Sein Vater war totkrank. Drei Tage war er hier. Dann brachte er den Vater ins Krankenhaus nach Zürich. Dort starb mein Herr. Naudeau ließ mich in Castagnola und setzte mich zum Verwalter ein. Einmal würde er heimkehren, sagte er; nicht Indien oder Amerika lockten ihn, nur Europa müsse er noch sehen und kennenlernen, dann würde er seßhaft werden, wie keiner der Rollés es je gewesen. Nun ist er seßhaft geworden. Und ich bin hier. Allein. Von allen verlassen und weiß nicht, was ich mit ali dem beginnen soll.“

Jean verstummte und sah über das Wasser, das die Gestirne widerspiegelte. Nachher wandte er sich aufatmend Arnold zu, der achtungsvoll geschwiegen hatte, und sagte:

„Jetzt wissen Sie, warum ich froh bin, daß Sie hier sind. Ich bin ein alter Mann. Sie waren sein Freund. Ich muß dem Schicksal dankbar sein, das Sie zu mir führte.“

Des Alten Lippen zitterten. Arnold fürchtete, daß seine weinselige Stimmung in rührselige Verdüsterung umschlagen würde, und versuchte, ihn von seinen Gedanken abzulenken. Aber nichts half; es liefen wieder Tränen. Und als das Mädchen kam, das Arnold gerufen hatte, sah es erstaunt

auf das sonderbare Paar, das jetzt nach zwei Liter Wein trübsinnig die Osteria verließ.

### VII.

An den Grenzen der Schweiz grollten immer heftiger die Gewitter des Krieges. Während Arnold einmal des Abends, da es schon dunkelte, im Garten saß und hörte, wie es aus den Wiesen zirpte, vernahm er ein fernes dumpfes Brummen. Erst glaubte er, sich zu täuschen, dann wurde ihm mit Unruhe bewußt, daß in großer Höhe ein Flugzeuggeschwader nahte, das von Italien kam und nach Norden über die Alpen strebte. Kurz hernach heulten die Sirenen von Lugano und warnten die friedfertige Stadt. Arnolds Herzklopfen dauerte nicht lange. Aber schauernd lauschte er dem Motorengeräusch, das an- und abschwellend eine Viertelstunde lang dahinströmte und ihm kundtat, daß wieder einmal irgendwo im Süden Deutschlands Städte und Menschen in Feuer und Schwefel getaucht und vernichtet werden sollten.

Alle Tage brachten die Zeitungen und das Radio erregende Nachrichten. Im September schien es, als würde in Italien Friede werden. Mussolini wurde verhaftet. Es sah so aus, als würde der Krieg wenigstens dort sein Ende finden. Aber die Deutschen waren schneller als ihre Gegner; die schon wankende Front wurde neu verstärkt, Mussolini befreit, die Aufständischen in die Berge getrieben und dort vernichtet. Die Schweiz bewachte ihre Grenzen noch stärker. Flüchtende Soldaten und manchmal auch Zivilisten kamen herüber. Die kurze Hoffnungszeit schwand schnell dahin. Auch Arnold machte es sich klar, daß der Krieg, auf dessen baldiges Ende er schon gehofft, nun noch lange dauern konnte.

Bei seinen Wanderungen durch die Gegend kamen ihm vielerlei Gedanken. Sollte er nach Hause schreiben und die Freundin Maria wissen lassen, daß er lebte und wo er war? Er nahm es sich einige Male vor. Jedesmal aber, wenn er den Federhalter ergriff und das Papier ausgebreitet vor sich liegen sah, hemmte ihn eine sonderbare Scheu. Einmal ging er dann in den Garten, von dem Garten auf die Straße, über die Straße auf einen Pfad, hielt schließlich bei der von Büschen umstandenen Kirche von Castagnola und sah von ihren alten Mauern über den See hinüber zum Monte Generoso, auf dessen Grat die dunkelblaue Himmelskugel ruhte.

Glockentöne klangen; in regelmäßigen Schlägen hallte es von Dorf zu

Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

Dorf, von Sprengel zu Sprengel, von einem Ufer zum anderen, Freudenruf eines lichtvollen Morgens, der sich anmutig weitertrug, bis auch die Glocken in dem offenen Turm der Kirche zu tönen begannen und mitsangen in dem Gebet des Herrn. Nein, nichts drängte seine Seele, sich hinwegzuheben; dieses fremde Land hatte ihn aufgenommen, still gefangen, zu sich erlöst. Er wird jetzt heimkehren, das Schreibzeug in die Schublade legen, nicht mehr daran denken, etwas zu beschreiben, was noch tief im Dunkel liegt . . .

### VIII.

Tage kamen und gingen. Francesca und Jean sorgten für den Herrn mit einer Freude, die das große Haus erhellte. Der alte Diener war jünger geworden in den letzten Wochen; Trauer um Naudeau und Freude an dem verständigen Arnold hatten ihn seine Unpäßlichkeit vergessen lassen. Das Mädchen strahlte, wenn der Herr für sie gute Worte fand. Der fand immer gute Worte; stets war er bemüht, sich für ihre Dienste dankbar zu zeigen, und Francesca zögerte nicht, ihren Freundinnen, Helferinnen ebenfalls in den umliegenden Villen, von Naudeau Rollé zu erzählen, der sie so beglückte.

So kam es, daß man in der Umgebung neugierig wurde. Jean wurde mal von diesem, mal von jenem gefragt, ob es wahr sei, daß sein Herr

## Atombombe und Lebensmittel

Das haben exakte, wissenschaftliche Untersuchungen, die von amerikanischen Wissenschaftlern bei Versuchen mit Atombomben durchgeführt wurden, ergeben: Nahrungsmittel, gleich welcher Art, die weiter als eineinhalb Kilometer vom Zentrum der Atombomben-Explosion entfernt aufbewahrt werden, können sofort verzehrt werden. Eine gesundheitliche Schädigung ist damit keinesfalls verbunden. Lagern die Lebensmittel in geringerer Entfernung, so ist es besser, der größeren Sicherheit wegen, etwas abzuwarten. Nach einer kürzeren oder längeren Zeitspanne sind aber auch diese Lebensmittel voll genießbar. Die Annahme, daß nach einer Atombomben-Explosion auch alle nicht strahlungssicher gelagerten Lebensmittel in Mitleidenschaft gezogen werden könnten, hat sich damit als unrichtig erwiesen.

jetzt zu Hause bleibe. Endlich sähe man den Besitzer der Villa mit dem großen Park von Angesicht zu Angesicht. Man gab zu verstehen, daß man es gern hätte, ihn auch von Angesicht zu Angesicht zu sprechen.

Jean erzählte dies Arnold. Der aber schüttelte nur den Kopf und vermied es noch mehr, jemandem zu begegnen, so es nicht ein Tessiner Bauer, ein Traubenleser oder Holzarbeiter war.

Der September war noch heiß. Im Oktober wandelte sich das Bild. Das Laub wurde bunt und die Luft so klar, daß jeder Sonnenauf- und -untergang ein Farbenwunder schuf. Berge, See und Wälder leuchteten, in den Gärten hingen Mirabellen und Aprikosen, Nüsse tupften braun den Rasen, und hoch oben zogen Zugvögel zwischen violetten Bergen und roten Kastanienhainen und grüßten das feierlich sinkende Jahr. War der Sommer schon still gewesen, die Ruhe dieses Herbstes war vollkommen.



„Mein Vater kannte Sie schon als kleinen Jungen. Auch Ihre Mutter kannte er und Ihren Vater. Wir sind ja Nachbarn. Ihr Diener Jean und Francesca kommen in unser Haus. Wir kennen Naudeau Rollé“, sagte Helen Poßhard. „Das ist schön“, Arnold lächelte unsicher.

Arnold dachte oft an seine Kameraden jenseits der Schneeberge weit im Norden an der grauen, russischen Front. Jetzt begann dort ihre schreckliche Zeit. Regengüsse verschlammten das Land, in dem sie sich eingegraben, Frostnächte kältesten sie bis ins Mark, und der Feind wurde im Winter stärker. Tod, Ode, Kälte ertrugen sie.

Arnold saß in seinem Zimmer und hörte das im Radio. Seine Kameraden saßen neben ihm, und er hörte es, und er sah, wie die Kameraden das hörten und wie die Schanzengänge klirrten und die Bügel der Gewehre und die Lafetten der Kanonen, und wie alles geschah, wie in einem dumpfen Traum. Er strich sich über die Augen und sah hinaus auf den Kastanienbaum vor dem Fenster, aus dessen Zweigen ein Blatt nach dem andern lautlos tanzte. Herbst war, und Krieg war, immer noch Herbst, und die Kameraden waren im Herbst und im Krieg, und da war einer, der keine Träne weinte, indes sie den Herbst und den Krieg und vielleicht das Leben allesamt verloren...

Als Arnold an diesem Tag auf der Autostraße anlangte, auf der er nach Lugano gehen wollte, wo er seinen Gedanken zu entrinnen hoffte, wurde er von einem Geräusch erschreckt. Im Süden, jenseits des San Salvatore, dröhnte der Himmel, dann rollte dumpf die Erde, und er wußte, daß jetzt der Krieg tödlich nahe bei an die Grenzen der Schweiz gekommen war. Am nächsten Tag las er in der Zeitung, daß deutsche Flieger ganz in der Nähe gelegene italienische Bergdörfer, in denen sich Partisanen befanden, bombardiert hatten.

Die nächsten Wochen brachten noch einige Male, meist vormittags und nachmittags, das Rollen und Beben in die Nähe des friedlichen Landes. Aus den Zeitungen erfuhr man dann, daß Kugellagerwerke in Turin angegriffen worden waren. Die Fensterscheiben hatten jedesmal geklirrt und die Türen gezittert, und Arnold hatte zu tun

gehabt, Francesca zu beruhigen, die mit erhobenen Händen die Heilige Jungfrau anflehte und alle Heiligen um ihren Schutz und Segen bat.

„Haben Sie keine Angst, Francesca“, sagte er und legte sein Buch, in dem er eben gelesen, auf den Tisch; „das hat nichts mit Ihnen zu tun.“ Und er dachte, wie schön es sei, sagen zu können: Das hat nichts mit dir zu tun.

Noch während die Erde zitterte, erhob er sich und verließ das Haus. Jetzt, da er den Abstand zum Krieg gefahren hatte, konnte er nichts mehr ertragen. Er ging aus dem Haus und aus dem Garten und stieg einen Pfad hinauf, der ihn zwischen Lorbeer, Ginstergebüsch und alten Weinbergen immer höher führte, bis er nach einstäudigem Anstieg hoch über den Villen und Hotelpalästen einen Felsen fand, auf dem er sich setzte, um die Welt in der Runde, den See und die Stadt zu seinen Füßen zu betrachten. Es war drei Uhr nachmittags. Die Sonne strahlte warm. In der Ferne lag ein Band von Schneebergen wie glitzernde Spiegel. Italiens Ebene breitete sich links davon in duftige Bläue. Nichts verriet, was dort Schreckliches geschah.

Arnold griff gerade nach seiner kurzen Pfeife, die er jetzt wieder öfter rauchte, und stopfte sie, als er Schritte hörte, die von oben kamen. Er wandte den Kopf und sah, während er das Streichholz anzündete, eine junge Dame, die geradewegs zu ihm herunterstieg. Sie kam ihm bekannt vor. Noch bevor er sich erinnern konnte, woher er sie kannte, hörte er ihre Stimme.

„Verzeihung“, sprach sie deutsch, „hätten Sie vielleicht Feuer für meine Zigarette?“

Arnold sprang auf und reichte ihr ein Streichholz, das aber im Wind gleich verlosch. Er schob die Schachtel auseinander und benutzte den entstandenen Hohlraum, um darin die neue Flamme zu schützen. Die Dunkel-

haarige beugte sich zu seinen Händen und hauchte, den Kopf hebend, Rauch in die vom Berg fallende Luft.

„Mein Name ist Helen Poßhard, Ihre Nachbarin. Sie sind Herr Rollé, nicht wahr? Wir sahen uns schon öfter.“

„Mademoiselle Poßhard, ganz richtig, wir sahen uns. Aber keine Gelegenheit ergab sich... als Nachbarn... Ich freue mich, daß diese Zigarette jetzt...“

„Oh!... die Zigarette! — Wenn Sie wollen.“ Die junge Dame zog ein lustiges Gesicht und wurde gleich wieder ernst. „Zum Teil hat es die Zigarette geschafft, zum andern Teil meine Angst. Haben Sie diesen furchtbaren Angriff gehört? Ich war gerade beim Monte Bré-Kulm, als es begann. Es war wie ein Erdbeben. Wenn ein Luftangriff, wenn ich mich nicht täusche.“

„Wieder so wie in der vergangenen Woche. Vielleicht Turin. Die Amerikaner fotografieren wohl zwischendurch; bis die Bilder ausgewertet sind und gutes Wetter... So kommt das.“

„Sie saßen auf dem Stein“, sagte das Mädchen nach einer Pause und sah auf den moosbedeckten Felsen, auf dem Arnold gesessen hatte. „Wenn ich Sie nicht störe?“

„Bestimmt nicht“, stieß Arnold heraus. „Wenn Sie sich zu mir setzen wollen?... Es ist warm hier in der Sonne.“ Helen Poßhard setzte sich und sah tief atemholend auf den See und die Stadt, die unter ihnen lagen.

„So sehe ich oft zu Ihnen hinunter“, erzählte Arnold lächelnd, „auf das Dach Ihres Hauses. Von einer Stelle unsres Gartens aus muß man hinunter schauen, ob man will oder nicht.“

„Und Sie wollen nicht?“  
„Ich muß. Natürlich will ich auch. Besonders die Klaviermusik hat es mir angetan.“

„Das ist meine Schwester.“ Helen hob den Kopf mit den hochgesteckten Haaren, in denen die Sonne leuchtete, und musterte von seitwärts Arnolds Gesicht. Der aber hatte unbewegte Züge und sagte:

„Das ist die jüngere Dame?“  
„Ja, Lisi ist jünger. Um drei Jahre ist sie jünger als ich.“

„Sie spielt wundervoll. Wenn sie Chopin spielt, ist alles verzaubert. Das war das erste, was mich so erfreute. Diese Sommerabende hier und Chopin. Wissen Sie... ich kam erst im Sommer — und ich kam aus Deutschland. Es war schon etwas, da in allem Frieden Chopin zu hören oder Schumann und Beethoven.“  
„Ich werde das meiner Schwester erzählen.“

Arnold schwieg und zog an der Pfeife. Auch das Mädchen zog an ihrer Zigarette. Dann erhob sie sich. Der Mann blieb überrascht sitzen und blickte auf die schlanke, ebenmäßige Gestalt und die braunen Augen, die unter auffallend schwarzen Wimpern auf ihn niedersahen. Es waren für einen Herzschlag sehr ernste Augen. Dann erblickten heitere Lächeln darin. Arnold erhob sich und sah in das helle, klar gegliederte Gesicht, das ihn mit lebhaften Augen musterte.

Er sagte verwirrt:  
„Es ist schön hier“, und deutete hinaus in die klare Luft.

„Sie hätten schon viel früher hierherkommen sollen. Sie waren im Krieg...“

„Woher wissen Sie?“

„Mein Vater kannte Sie schon als kleinen Jungen. Auch Ihre Mutter kannte er und Ihren Vater. Wir sind ja Nachbarn. Ihr Diener Jean und Francesca kommen in unser Haus. Wir kennen Naudeau Rollé.“

„Das ist schön“, lächelte Arnold unsicher.

„Es macht nicht den Eindruck, als läge Ihnen sehr daran“, Helen Poßhard lächelte wieder und wandte sich mit einer jähren Wendung ab. Sie stand vor der Sonne, die feinen Härchen ihres Nackens leuchteten. Das Profil schimmerte im Lichterglanz. Ihr Teint war von jener goldenen Helle, wie sie Südländerinnen oft eigen ist. Das zarte, von den auch seitwärts hochgesteckten Haaren entblößte Ohr trug einen dreimal gewundenen, spiralförmigen Ring mit einem Heliotrop in der Mitte. Arnolds Blick haftete auf dem anmutigen Antlitz, als er sagte:

„Ich freue mich, daß wir einander begegnet sind.“

„Dann auf baldiges Wiedersehen!“ Das Mädchen gab ihm die Hand. Er reichte seine Rechte. Sie nickte nochmals und wandte sich nach unten. Nach ein paar Schritten blieb sie stehen, drehte sich um und rief herauf:  
„Meine Schwester gibt nächste Woche einen Musikabend. Das Italienische Konzert von Bach und seine Französische Suite in c-Moll. Wenn Sie mir versprechen, nicht abzusagen, werden wir Sie dazu bitten.“

Er antwortete es ihm eine Freude sei. Da drehte sie sich wieder um und eilte rasch den Hang hinab.

IX.

Arnold stopfte voller Gedanken die Pfeife. An wen erinnerte ihn dieses feingliedrige Wesen? Er suchte in vergangenen Bildern, während er weiter nach oben stieg. Die Welt hatte sich verändert. Als er auf dem Haupt des Berges stand und nach Norden blickte, wo in schweigender Einsamkeit Pfeife und wildgezackte Grate unter stahlblauem Himmel lagen, fühlte er zum ersten Male die Trauer des Herbstes gleichzeitig durchwärmte ihn der Gedanke, daß er nur abwärts zu wandern brauchte, um geborgen zu sein, hinunter zwischen die Weingärten seinen Süden gewandten Berges, in die Nachbarschaft des flachdachigen Hauses, wo sie Naudeau Rollé kannten vor Jugend an.

Aber an wen denn Naudeau Rollé? — Und an wen erinnerte ihn Mademoiselle Poßhard, die allein auf den Berg stieg und zart und fein wie eine Pariserin mit ungekünstelter Grazie ihr Wesen mit allem verband? —

Er wählte einen steilen Berg, der ihn schnell nach unten brachte. Seine Schritte polterten in der seidenblauen Stille. Eine Traumwolke erlag über den Gradicoli, und er sah plötzlich Colette vor sich, die zarte Geliebte des toten Freundes, die auferstehend war in sonderbarer Wiederkehr.

X.

Um fünf Uhr nachmittags war er wieder zu Hause. Als er Jean auf der Treppe begegnete, bat er ihn in sein Zimmer.

„Bitte nehmen Sie Platz“, sagte er. „Ich möchte etwas Wichtiges mit Ihnen besprechen. Denken Sie nur: Nun ist das geschehen, was ich immer verhindern wollte...“

„Was ist geschehen?“ stieß Jean heraus und musterte ängstlich sein Gegenüber.

„Nichts Schlimmes“, beruhigte der, „bestimmt nichts Schlimmes. Aber doch etwas, was dem widerspricht, was Sie mir geraten haben. Ich sollte mich still verhalten, sagten Sie. Ich habe mich still verhalten. Heute war ich auf dem Monte Bré. Dort begegnete ich einer jungen Dame, einer der Töchter Poßhards; wir kamen ins Gespräch — es ließ sich nicht vermeiden —, nun werde ich eingeladen in ihr Haus.“

Jean lächelte, als er sagte: „Das habe ich mir gedacht. Es mußte ja mal kommen. Die Poßhards sind angenehme Leute und stehen den Rollés am nächsten. Herr Poßhard und Papa Rollé besuchten oft einander. Welche der jungen Damen lernten Sie denn kennen?“  
„Die ältere. Helen heißt sie.“

„Fräulein Helen, ein schönes Mädchen! Sie haben Glück, Herr Naudeau!“

Arnold überhörte das und fuhr fort:  
„Lisi heißt die jüngere, sie spielt sehr gut Klavier. Ich sprach davon, daß ich das vom Garten aus hörte — und jetzt werde ich eingeladen zu einem Hauskonzert.“

„Ja, Mademoiselle Lisi hat immer Unterricht. Herr Alfonso, der das Kirchenorchester in Lugano leitet, ist ihr Lehrer. Ein großer Pianist. Man schreibt viel von ihm in der Zeitung. Lisi ist ein begabtes Kind.“

„Ja“, nickte Arnold und sah den Alten fragend an. „Aber was soll nun werden? Herr Poßhard kannte Herrn Rollé. Alle dort drüben wissen von Naudeau. Helen — Fräulein Helen erzählte es mir.“

Jean unterbrach:

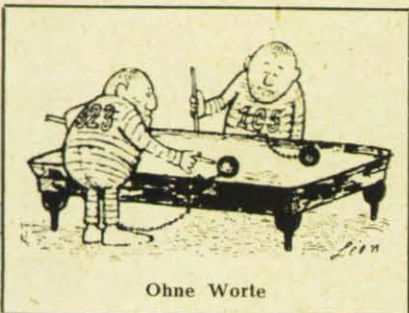


„Das war nicht zu vermeiden. Ich hatte mir schon gedacht, ob Sie sie nicht besuchen sollten. Man tut das hier, wenn die Familien bekannt sind. Jetzt ist es von allein gekommen. Gut, vertreten Sie Naudeau, und tun Sie, wie er getan hätte. Das ist nicht schwierig für Sie.“

„Sie rieten mir einmal, ich sollte unauffällig leben — und Sie hatten recht ...“

„Deshalb brauchen Sie nicht aufzufallen, wenn Sie ein wenig in Gesellschaft kommen. Es läßt sich nicht vermeiden. Ich habe es mir überlegt. Herr Poßhard ist ein kluger Mann. Bei ihm werden Sie sich vieles von der Seele reden können.“

„Ja, das wünschte ich mir“, räumte Arnold ein und richtete sich auf.



Ohne Worte

„Sie dürfen nur nie vergessen, wer Sie sind. Das wäre eine böse Sache.“

„Ich bin Naudeau Rollé. Später einmal wird sich alles klären lassen.“

„Das lassen Sie meine Sorge sein!“

„Sie sind herrlich, Jean, Sie sind ein prächtiger Mensch!“ Arnold erhob sich und ergriff freudig des Alten Hand. Der wehrte ab und sprach in sich hinein:

„Was soll man da tun, da es sich schon nicht ändern läßt? —“

Aber Arnold hörte nicht mehr auf ihn und verließ das Zimmer, um Francesca in der Küche aufzusuchen, wo er sie in aufgeräumter Stimmung bat, ihm wieder eine Geschichte von dem Dörfchen Carona zu erzählen.

Die nächsten Tage vergingen Arnold langsam. Am Ende der Woche überzog sich der Himmel, ein Regen begann, der Tag und Nacht nicht enden wollte. Ununterbrochen rauschte es hernieder. See und Berge nebelten sich ein, die nassen Blätter fielen müde von den Bäumen. Es war Herbst geworden, der Winter stand vor der Tür.

## XI.

Jean war ein beflissener Diener. Er besah sich genau die Wäsche und probierte an Arnold Naudeaus Smoking aus. Dann schickte er Francesca nach Casserate und hieß sie Chrysanthemen holen.

Am Abend um acht Uhr begleitete er Arnold unter einem breiten Regenschirm den Weg hinunter und ermahnte ihn:

„Ihr Papa war mit Monsieur Poßhard befreundet, vergessen Sie das nicht!“

„Jaja“, sagte Arnold.

Arnold senkte nachdenklich den Kopf. Schweigend ging er neben Jean zum Eingang, wo der Diener läutete. Durch das Regenrauschen hörte man fernes Klingeln, dann rasselte der elektrische Türöffner, der Alte kehrte um und ging mit dem Schirm nach Hause.

„Viel Vergnügen, Herr Naudeau!“ hörte Arnold ihn noch rufen, dann war er allein auf den Stufen, die zwischen zwei Bruchsteinmauern den Hang hinan in den Garten führten. Er ging über einen kurzen Kiesweg und stand, sich Regentropfen von den Wangen wischend, vor einem Dienstmädchen, das ihn in die Diele führte.

Zu gleicher Zeit trat aus einer offenen Tür Helen Poßhard. Sie streckte ihm die Hand entgegen.

„Sie sind pünktlich, lieber Nachbar. In diesem Regen. Welch herrliche Blumen! Meine Schwester wird sich freuen. Darf ich Sie ins Musikzimmer führen, wo sich die Künstlerin schon hofieren läßt?“

Arnold folgte der Voranschreitenden und stand dann vor einer grauhaarigen Dame, die ihm mit auffallend strahlenden, gütigen Augen entgegenschah.

Helen stellte Arnold ihrer Mutter vor und dann dem Vater, der ebenfalls herangekommen war. Arnold verbeugte sich zweimal und sah in die klaren Augen eines gebräunten Mannes, der mit ruhiger, schwerer Stimme sagte:

„Sie haben lange gebraucht, Herr Rollé, bis Sie zu uns fanden. Ich dachte schon, ob nicht der Berg zum Prophe- ten kommen müsse. Aber meine Tochter hat es nun geschafft. Hier ist Lisi, derentwegen wir heute versammelt sind.“

Ein Mädchen in hellem Seidenkleid stand vor Arnold. Sie war hübsch, von jener ebenmäßigen Schönheit und ruhigen Klarheit, wie sie manche alte Rassen anmutiger Landschaften auszeichnet. Sie gab Arnold die Hand und lächelte aufgeschlossen. Sie war nicht schlank wie Helen, auch ihre Haut war von jener Helens verschieden. Braun und kräftig machte sie einen noch recht mädchenhaften Eindruck, während Helen, blaß, im dunklen Kleid, als vollkommene Dame schien.

Arnold streifte wohlgefällig mit einem Blick die beiden Schwestern und grüßte dann mit Kopfnicken zwei etwa dreißigjährige Herren, die Vater Poßhard vorstellte.

„Herr Egon Eitle von jenseits der Berge“, sagte er, „der Sohn eines Kollegen und Jugendfreundes, der klugerweise seine Freizeit im Tessin verbringt. Herr Simon Nobile aus Lugano, lieber Gast unseres Hauses.“ Die beiden Männer verbeugten sich und verhielten sich abwartend. Eitle war blond und sprach die harte Sprache des Deutschschweizers. Nobile schwieg und musterte Arnold mit schwarzen, aufmerksamen Augen.

„Ich freue mich, Sie kennenzulernen“, versetzte Eitle; „ich habe schon von Ihnen gehört. Sie wohnen da oben. Sie waren in Deutschland. Ich war auch einmal in Deutschland, in Frankfurt habe ich studiert. Mein Vater wollte es. Ich wollte lieber fotografieren, aber mein Vater wollte aus mir seinen Nachfolger machen. Da kann man dann nichts machen. Ich studierte also in Frankfurt. Es war eine schöne Zeit. Aber jetzt will ich von den Dutschen nichts mehr wissen.“

Arnold nickte und meinte, daß es damals wohl ein schöneres, ein friedlicheres Frankfurt gewesen sei als das heutige. Er wurde unterbrochen; während sich Frau Poßhard und Helen mit dem Dienstmädchen flüsternd besprachen, wurde die zweite Tür des großen Raums geöffnet. Aus einem anschließenden Zimmer kam ein dicker, rotgesichtiger Mann, der im Unterschied zu den anderen Herren, die schwarze Anzüge trugen, grau gekleidet war.



... Ha — wir sind gerettet! Hier sind schon deutsche Kollegen gewesen!

„Grüßti“, sagte er laut und räusperte sich dann vernehmlich. „Karl Scheufeli heiße ich, Stiefbruder von Peter Poßhard und ungeladener Gast, um es gleich zu sagen. Bedenklich, bedenklich, um es gleich zu sagen. Werde mich in der Ecke verdrücken und meiner Nichte zuhören, kunstverständlich die Ohren spitzen und nicht stören.“

Peter Poßhard stellte Arnold vor und erklärte:

„Mein Bruder wohnt mit seiner Familie in Lugano. Heute kam er, uns zu besuchen. Er kam gerade recht zum Musikabend. Er wollte nicht stören, aber wir sagten, daß das Unsinn sei.“

„Unsinn? — Es ist kein Unsinn“, unterbrach Scheufeli, „um es gleich zu sagen. Gute Sitte nennt mein Bruder Unsinn. Was Sitte ist, muß Sitte bleiben! Wie stehe ich da? Wie ein grauer Dreckspatz unter festlichen Vögeln. Nein, nein, was Sitte ist, muß Sitte bleiben!“

„Mein Onkel ist sehr streng in seinen Anschauungen“, warf hier Helen ein, die inzwischen herangekommen war; „er hat seine festen Standpunkte. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß gerade er heute aus der Reihe tanzt.“ Sie wandte sich an Scheufeli:

„Herr Eitle und Herr Nobile kennen dich schon länger und wissen, wie du's zu halten pflegst. Herr Rollé, mein Gott, er kommt aus Deutschland und ist sicherlich andres gewohnt als einen grauen Anzug in einer Abendgesellschaft, nicht wahr?“

Arnold lächelte Helen an. Es dünkte ihn, als bemerkte dieses Mädchen, wie übertrieben ihm das Gespräch erschien, und er bat, sich doch seinetwegen in nichts verpflichtet zu fühlen. „Im Gegenteil“, fuhr er fort, „ich bitte Sie, mir das eine oder andere zu verzeihen, was mir an Sittenwidrigem unterlaufen sollte. Fräulein Helen sieht recht: Ich komme aus Deutschland, mitten aus dem Krieg. Da ist es unerheblich, wie man Musik hört, so man sie nur hören kann ...“

Scheufeli brumpte etwas bei diesen Worten. Peter Poßhard lächelte verbindlich und bat die Gäste, Platz zu nehmen. Er führte Arnold in die Ecke zu einem Sessel, der neben dem offenen, rauchgeschwärtzten Kamin stand. Eine Trage voll Buchenscheite stand daneben. Ein Bärenfell lag davor, auf das Arnold seine Füße stellte. Er betrachtete Fräulein Helen, die ihm gegenüber auf einer der niedrigen Ottomanen Platz nahm. Sie zog die Beine an, so daß sie halb liegend, den Rücken an hochgestellte Kissen gedrückt, das Gesicht dem Flügel zugewendet, sitzen konnte. An ihrer Seite nahm Herr Eitle Platz, der vorsichtig seine Hosenbeine hochzog. Auf dem Sofa nebenan saßen Herr und Frau Poßhard, indes Scheufeli und Nobile die zwei Sessel einnahmen, die inmitten des Zimmers standen.

Lisi blätterte in den Noten. Sie senkte den Kopf und die Hände. Stille setzte ein, die nur durch das Schaben des Streichholzes unterbrochen wurde, mit dem sich Scheufeli seine Zigarre anzündete. Draußen rauschte der Regen. Das Deckenlicht wurde vom Dienstmädchen ausgeschaltet, das dann in die Diele, die Tür offen lassend, hinausging und dort still verharrte.

Arnold schloß für ein paar Sekunden die Augen und horchte in sich. Er war bereit, nicht der Umgebung zu achten, und bemerkte, daß er nicht wußte, ob ihm das gelingen werde. Die jungen Damen gefielen ihm, ihr Wesen entsprach der Stunde; Herr und Frau Poßhard strömten Güte aus; aber bei den übrigen wußte er nicht Bescheid.

Er sah hinüber zu den anderen, die vor ihm saßen und sich auch ihren Gefühlen hingaben, offen und ohne Zwang; sie hielten die Köpfe gesenkt oder schlossen die Augen. Man sah es ihnen an, daß sie es gewöhnt waren, sich so zu verhalten; es lag Ubereinkunft in allem, der unausgesprochene Gedanke, daß es gut sei, einem erlesenen Geschmack in dieser Weise zu huldigen; jeder wußte, daß in der ganzen Welt bisweilen gefühlvolle Menschen so dasaßen und sich gemeinsam ihren Gefühlen hingaben, die schön und edel waren.

Auch Arnold wußte das. Aber er wußte noch mehr. Und er blickte hinüber zu Herrn Eitle, der das nicht einmal ahnte, was er wußte. Gleichviel, Arnold empfing die herrliche Musik aus den Händen des Mädchens, und er sagte sich, daß es falsch sei und ungeschickt, wenn er so viel dachte, da er doch geladen war, mitzufühlen.

(Fortsetzung folgt)

## Komisch, nicht?

### VERDÄCHTIG

Mutti nimmt ihre Tochter ins Verhör. „Elise“, fragt sie streng, „hat dich der junge Meier gestern nach Hause gebracht?“

„Ja, Mutti. Hat dich der Lärm gestört?“

„Nein, aber die Stille ...“

### FILMAUTOREN

Im Mirabellgarten von Salzburg steht der berühmte, mit einem Baedekerstern versehene Pegasus, eine Schöpfung von Kaspar Gras. Es ist das geflügelte Pferd, auf dem die Dichter reiten, wenn sie höheren Ebenen zustreben. Unser Pegasus im Mirabellgarten aber steigt vorn auf, scheut, bäumt sich wild auf.

„Was ist ihm widerfahren, daß er so unruhig ist und seine Augen vor Wut funkeln?“ fragte ein Spaziergänger.

Paul Hörbiger antwortete: „Ich sah vorhin zwei deutsche Filmautoren vor ihm stehen ...“

### ILLUSION

Im Schloß Hellbrunn, unweit der weltberühmten Wasserspiele und zu Füßen des Monatsschlößchens, das 1615 ein Fürsterzbischof für eine geliebte Frau innerhalb eines Monats erbauen und einrichten ließ, liegt mitten im Hirschgarten ein großer, mit Seerosen bedeckter, künstlich angelegter Teich. Ich kam kürzlich dort vorüber und fand an seiner Uferböschung zahlreiche Schilder mit der Aufschrift „Fishing forbidden — Fischen verboten!“ Ich blickte in das flache Wasser, aber nirgends war einer der einstmals so berühmten großen Goldkarpfen zu sehen, auch sonst kein Fischlein weit und breit. „Wozu dann die Schilder?“ fragte ich den Schloßwärter.

„Wegen der Illusion. Wir müssen sparen. Die Schilder kamen billiger, als wenn wir neue Fische eingesetzt hätten.“

### BESTES WERK

Ein Verehrer Franz Lehars, der ihn in seiner Villa in Ischl besuchte, fragte ihn, welches er für sein bestes Werk halte. Der Komponist dachte eine Weile nach. Dann entnahm er seinem Archiv eine Theateranzeige und reichte sie lachend dem Besucher. Auf der Ankündigung stand zu lesen: „Heute abend ‚Die lustige Witwe‘, Ehrenabend für Fräulein Therese Kramer, Franz Lehars bestes Werk.“

### VERTRAGLICH VERPFLICHTET

Der Berliner Bühnenklub gab zu Ehren des beliebten Tenors Vico Torriani einen Empfangsabend. Der Künstler wurde gebeten, zu singen. Er erzählte daraufhin sehr unterhaltsam von seinen Reisen. Lebhafter Beifall. „Aber nun singen Sie, bitte!“, riefen die Anwesenden.

Vico stellte nunmehr in treffender Weise mimisch einige Charakterköpfe dar. „Gut — sehr gut! Aber jetzt, bitte singen — singen!“

Der Künstler zeigte Kartenkunststücke, legte Proben seiner Kraft ab — man ließ jedoch nicht nach zu bitten, er möge singen.

Da erklärte Vico: „Der Vertrag mit meinem Impresario verbietet mir strengstens, außerhalb der vorgesehenen Konzerte zu singen.“

### SCHMIERE

Georg Thomalla hatte an einem spielfreien Abend mit Kollegen ein Kabarett aufgesucht. Der Ansager taugte nicht viel. Ärgerlich sagte ein Kollege: „Ich verstehe nicht, daß der Mann über seine eigenen Witze lacht!“

Thomalla beschwichtigte: „Vielleicht lacht er bloß über die Leute, die darüber lachen.“

# Bertram lebt gefährlich

Fortsetzung von Seite 10

vertrauensseligen Mädchen — das war Hilde Körber — seine Ersparnisse abknöpfte. Einige tausend Mark. Er muß an das törichte Kleinbürgermädchen denken, wenn er Vera vor sich sieht. Die große, elegante, reiche Dame Vera Reimann. Zwei Welten liegen zwischen ihr und der Kleinbürgerstochter, und doch verbindet sie die gleiche geistige und seelische Verfassung. Wie sehr sich doch die Frauen gleichen, wenn sie lieben...

Vera läßt ihn nicht ins Hotel zurückkehren. Von Blankenese fahren sie in ihre Villa. Sie fahren mit der S-Bahn. Seitdem Vera vor drei Jahren mit ihrem Wagen einen Unfall in der Hoheluft-Chaussee „baute“, setzt sie sich an kein Steuer mehr. Sie hat damals den Wagen verkauft. „Jetzt werde ich mir wieder ein Auto anschaffen“, sagt sie. „Jetzt wo du bei mir bist. Du kannst doch fahren?“

Wieland nickt. Beinahe tut sie ihm leid. Sie ist so glücklich. Ein Gedanke huscht ihm durch den Kopf: Wenn ich ihr Geld, das jetzt meines ist, vervielfacht habe, kehre ich zu ihr zurück. Sie wird mich wieder aufnehmen. Sie wird den reich gewordenen Erfinder der neuen Schiffsschraube heiraten. Der Gedanke ist so schön, daß ihn Rührung übermannt. Und impulsiv flüstert er ihr zu: „Wenn ich mein Ziel erreicht habe, gehen wir aufs Standesamt. Willst du, Liebes?“

Sie möchte ihm um den Hals fallen, aber sie geniert sich vor den Fahrgästen. Sie würden lachen. Sie drückt ihm fest die Hand und nickt ihm selig zu.

Tief in der Nacht, als im Schlafzimmer der Villa das Licht erlischt, beugt sich die Frau über den Mann, küßt ihn auf den Mund und raunt: „Gute Nacht, schlafe wohl. Und damit du's weißt, Liebling: das Geld ist dein.“

„Wie soll ich es wiedergutmachen?“ flüstert er.

„Indem du mir ein neues Leben schenkst... mit dir“, haucht sie zärtlich.

„Mit dir“, wiederholt er.

## Keine Erholungsreise

Noch einen Tag und noch eine Nacht verbringt Albert Wieland bei Vera Reimann, zärtliche, selige Stunden der Selbstvergessenheit und des Rausches. Dann tritt der Ingenieur die Reise nach Köln an. Er muß der Frau versprechen, an sie zu schreiben, Briefe, Ansichtskarten, und er gibt das Versprechen nur widerwillig. „Ich werde wenig Zeit haben“, beugt er vor, „ich werde angestrengt arbeiten und viel

verhandeln müssen.“ Eine andere Frau würde vielleicht fragen, ob eine Patentanmeldung so anstrengend sei und warum sie soviel Arbeit erfordere, doch Vera Reimann gibt sich mit der Erklärung zufrieden. Sie will ihn zum Bahnhof begleiten. Betroffen wehrt er ab. Das fehlte ihm gerade noch! Doch sie beharrt auf ihrem Wunsch. „Es paßt gut“, sagt sie, „vom Bahnhof gehe ich in die Mönckebergstraße, um Einkäufe zu besorgen.“

Ihm paßt es durchaus nicht, aber er muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Er verwünscht ihre Begleitung, und doch kann er sie nicht abschütteln. Noch ist er in ihrer Hand. Wenn sie stutzig wird, ist alles verloren. Dann ist auch ihr Geld verloren. Albert Wieland, alias Walter Bertram, alias Richard White hat in diesem Augenblick nicht die Absicht, Vera Reimann um ihr Geld zu bringen. Wenn er es vermehrt, wie er es sich vorgenommen hat, will er sein Abenteuer beenden: sie werden heiraten und Deutschland verlassen. In Deutschland kann er nicht mehr bleiben. Wie und wo aber kann man Geld vermehren? Durch gewinnbringende Geschäfte. Natürlich. Indessen, der ehemalige Schauspieler Walter Bertram versteht nichts von Geschäften, er versteht — neuerdings — nur ein Geschäft. Und dies soll das letzte sein. Das zweite und das letzte. Wenn es Erfolg bringt, wird er sich mit Vera im Ausland zur Ruhe setzen. Vielleicht in Dänemark. Von Travemünde ist es nur ein Sprung bis Dänemark. Jeden Tag fährt ein Touristendampfer nach Kopenhagen.

In einer Taxe fahren sie zum Hauptbahnhof. Er eilt an den Fahrkartenschalter und verlangt hastig ein Billett erster Klasse nach Travemünde. Ja, nach Travemünde. Nicht nach Köln. Was soll Albert Wieland in Köln? In Köln existiert weder ein Patentamt noch hat er dort Geschäfte abzuwickeln. Aber in Travemünde —

Er geht mit Vera, die nicht bemerkte, was am Schalter vorging, in den Wartesaal, bestellt ihr einen Kaffee und verabschiedet sich. „Soll ich dich nicht an den Zug begleiten, Liebling?“ fragt sie traurig.

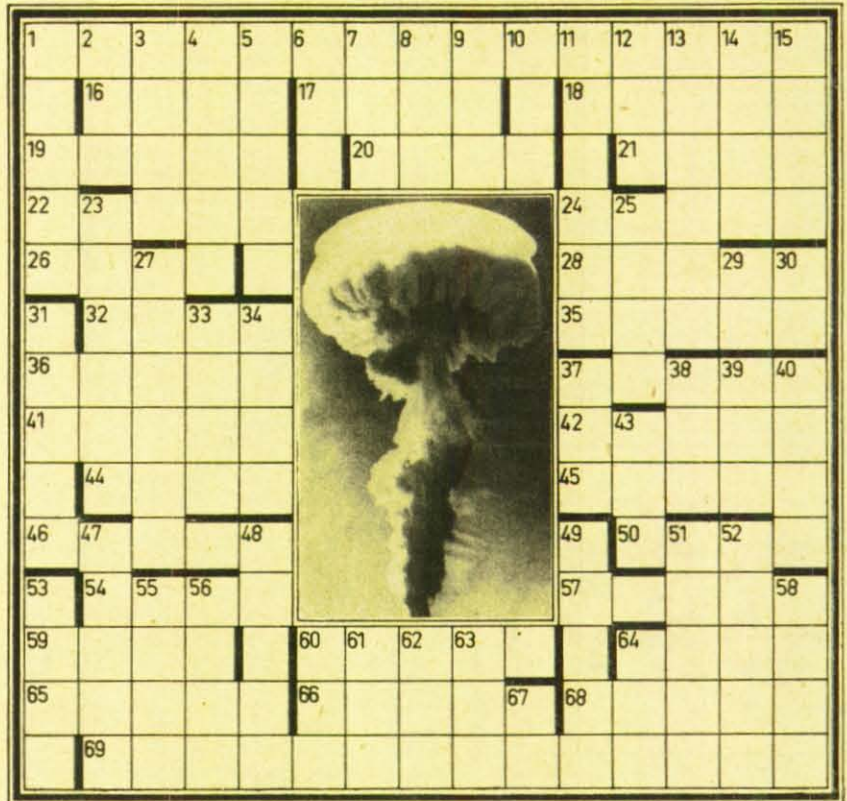
„Warum wollen wir uns das Herz schwer machen, mein Liebes?“ fragt er zurück. „In acht Tagen bin ich wieder bei dir.“

Sie nickt unter Tränen. Er verläßt den Saal und begibt sich zum Zug Lübeck-Travemünde. Und während Vera Reimann in Gedanken den Geliebten an den Rhein begleitet, läßt sich Albert Wieland, der Erfinder der neuen Schiffsschraube, Besitzer von nun 12.557 Mark, an die Ostsee bringen. Nicht, um sich zu erholen. Im Spielkasino hat sich noch niemand erholt...

## Die Versuchung lockt

Wir haben gesehen, daß bis hierher Albert Wieland seinen Plan logisch und mit eiskalter Überlegung durchgeführt hat. Er hat zwei Menschen, deren Vertrauen und Liebe er gewann, ein Vermögen abgenommen, und er könnte nun versuchen, ohne Umwege ins Ausland zu entkommen. Der lange Arm der INTERPOOL würde ihn über kurz oder lang vielleicht erreichen. Aber auch nur vielleicht. Nicht jeder gerät in die Fänge von INTERPOOL. Nicht jedes Verbrechen in der Welt findet seine Sühne. Die meisten — doch nicht jedes. Albert Wieland hat genug darüber gehört und gelesen. Wenn er nun, entgegen seinem ursprünglichen Plan, zum ersten Male den Weg der Logik verläßt und sich eine „Spritztour“ erlaubt, einen Abstecher in ein ihm unbekanntes und fremdes Milieu, wenn er nun seinen Fuß anstatt auf den nächsten Touristendampfer auf das blanke, gefährliche Parkett des weißen Hauses am Travemünder Bahnhof setzt — was bewegt ihn dazu? (Fortsetzung folgt)

## KREUZWORTRATSEL



**Waagrecht:** 16. einer der biblischen Urväter, 17. Opernlied, 18. Trockenvorrichtung, 19. Fußpunkt (Gegenpunkt des Zenits), 20. holländische Käsestadt, 21. Sunda-Insel, 22. Muse der Liebesdichtung, 24. Farbe, 26. leidenschaftliche Wut, 28. Nachfolger von Moses (i = j), 32. Münze, 35. Sahne (österreich.), 37. Schöpferkraft, 41. feuchter Niederschlag, 44. Nebenfluß des Tibers, 45. Not, Schlechtes, 46. der deutsche Name von Zagreb, 50. Nebenfluß des Rheins, 54. Schwimmvogel, 57. Zufluß des Bodensees, 59. Schabeisen der Kammacher, 60. weiblicher Vorname, 64. Pastenbehälter, 65. Reihenfolge, 66. Opferstätte, 68. Wundsekret.

**Senkrecht:** 1. Hauptmahlzeit, 2. Sammlung von Aussprüchen, 3. Natriumverbindung, 4. gedrehter Darm, 5. chemischer Grundstoff, 6. biblischer Stammvater, 7. Westeuropäer, 8. spanischer Nationalheld, 9. griechische Zykladeninsel, 10. scherzhafte Bezeichnung des USA-Amerikaners, 11. langsames Tonstück, 12. Tiermagenferment, 13. erfrischendes Getränk, 14. Laubbaum, 15. alkohol. Getränk, 23. Hinterwand der Mundhöhle, 25. Amtstracht, 27. Handwerker, 29. Auerochs, 30. Spielkarte, 31. Himmelsspeise, 33. Wasserstrudel, Untiefe, 34. Silberindustriestadt südlich von Moskau, 37. Antilopenart, 38. Nebenfluß der Donau, 39. Insel (frz.), 40. altes Längenmaß, 43. japanische Münze, 47. eingedickter Fruchtsaft, 48. Längenmaß, 49. orientalisches Frauengemach, 51. südamerikanisches Nagetier (Goldhase), 52. deutscher volkstümlicher Dichter (1760—1826), 53. Verschlagenheit, 55. Gefühlsstrang, 56. Musikstück, 58. Pelztier, 60. Kurort, 61. Hoherpriester, 62. griechische Göttin der Verblendung, 63. sibirischer Strom, 64. Hinweis, 67. Ausdruck beim Skatspiel.

Bei richtiger Lösung ergeben die Waagerechten 1, 36, 42 und 69 hintereinandergelesen einen dringenden Wunsch.

## Nun rate!

Der Kern ein Vogel,  
die Hülle ein Maß,  
das Ganze ein Mensch,  
nun rate mir das!

## Visitenkartenrätsel

Was ist der Herr von Beruf?

ERICH MENDEZO

## Rätsellösungen aus Nr. 14

**Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Apollo, 5. Gaumen, 9. Hyazinthe, 11. São, 12. Ohr, 14. Sam, 16. Gnome, 18. Eta, 19. Kleeve, 21. Nahor, 23. Asti, 24. Ate, 26. Deck, 27. Legende, 28. Emil, 30. Ana, 31. Pera, 34. Diwan, 36. Strom, 37. Ino, 38. Irene, 41. Ase, 42. Lea, 43. ans, 45. Hortensie, 46. Neißer, 47. Asche. — Senkrecht: 1. Alaska, 2. Lys, 3. Laage, 4. Ozon, 5. Gnom, 6. Athen, 7. Uhr, 8. Newark, 10. Balsamine, 13. Stockrose, 15. Met, 17. Ostende, 18. Ebe, 20. Villa, 22. Adept, 24. Aga, 25. Ena, 28. Edison, 29. Iwo, 32. Era, 33. Ameise, 35. Niers, 36. Sense, 39. Rate, 40. Nana, 42. Los, 44. Sis.

**Silbenrätsel:** 1. Faksimile, 2. Ravioli, 3. Elektrizität, 4. Initiative, 5. Wintermärchen, 6. Illimani, 7. Linoleum, 8. Lavendel, 9. Ilmenau, 10. Güterbahnhof, 11. Majorität, Idealismus, 13. Taschentuch, 14. Aargau, 15. Rigorosität, 16. Berlioz. — Freiwillig mitarbeiten im Luftschutz.

**Magisches Dreieck:** 1. Marengo, 2. Adagio, 3. Rakel, 4. Egel, 5. Nil, 6. Go, 7. o.

**ZB** Illustrierte, Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41, Ruf 213 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Helmut Dohle. Redaktion: Köln, Hansahaus am Friesenplatz, Ruf 571 94. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theatinerstraße 8, Telefon-Sammelnummer 286 86, Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhardt Kräher. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39-41. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis sfrs 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S 2.80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 40 Pf. Jahresabonnement 10.40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

Im nächsten Heft lesen Sie:

## Gefährliche Abenteuer auf dem Meeresgrund

Begegnungen mit Kraken  
und dem Mörderwal

## Atomforschung zwischen den Weltkriegen

Der Mensch greift in Gottes  
Werkstatt

## Luftschutz in der Bundesrepublik

Was ist schon da? — Was ist geplant?





# Sie können

## Wer mit Blumen freundlich

Der Duft des Jasmin liegt über der Terrasse. Hannelore trägt das gelbe Kleid mit der zarten Musterung und will, daß Peter die Jasminsträucher am Gartenzaun plündere. „Man kriegt nur Kopfweh davon“, sagt Peter. „Außerdem halten sich Blumen bei uns nicht, das weißt du doch.“ „Es gibt keine galanten Ehemänner mehr“, sagt Hannelore seufzend und blickt vorwurfsvoll zu ihrer Mutter hinüber, die eifrig in der Kaffeetasse rührt. Frau Mathes mag diese Streitereien nicht und tut, als ob sie nichts gehört hätte.

Als sich Peter dann doch auf den Weg zu dem Jasmingebüsch macht, fragt sie: „Stimmt das? Hast du kein Glück mit Blumen?“ „Ja, leider. Ich gebe mir wirklich alle Mühe. Aber so richtig gedeihen wollen sie bei mir nicht.“ Frau Mathes blickt besorgt. „Das ist schlimm, Kind. Und ich kann dir auch sagen, warum das so ist. Du bist oft schlecht gelaunt, kannst nie so richtig fröhlich sein. Die Blumen merken das und — vielleicht auch Peter. Nein, lache jetzt nicht. Ich spreche aus Erfahrung. Blumen sind wie Menschen und manchmal sogar noch komplizierter. Mißstimmung, Unbilligkeit und auch Lärm können sie durchaus nicht vertragen. Ihr habt mir doch zum Geburtstag den schönen Nelkenstrauß geschenkt. Zuerst stellte ich ihn auf den Radioapparat. Da muß ihm vermutlich die Musik zu laut gewesen sein, denn er fing an, welk zu werden. Dann brachte ich ihn in das stille Hinterzimmer, und er erholte sich wunderbar. Fast drei Wochen hatte ich Freude daran.“ Hannelore blickt nachdenklich vor sich hin.

„Glaubst du, daß man sich zur guten Laune zwingen kann?“ fragt sie dann. „Zwingen kaum. Aber sich mit ganzer Kraft darum bemühen! Das kann jeder von uns — und du auch“, antwortet Frau Mathes. „Was meinst du, wie Peter — und auch deine Blumen — sich darüber freuen würden, wenn du etwas heiterer und ausgeglichener wärest!“ Frau Mathes steht auf, nimmt die Kuchenschale vom Tisch und ersetzt sie durch eine Vase mit gelben Teerosen. Mit zarter Hand fährt sie über die kaum erblühten Kelche. „Sind sie nicht wunderschön?“ fragt sie. Und als Hannelore bestätigend nickt, fährt sie fort: „Schön, aber auch schwierig. Es gibt kaum eine andere Blume, die so eigensinnig und gewalttätig wie die Rose ist. Sie duldet kaum eine andere Blume in ihrer Nähe. Nelken kann sie schon gar nicht riechen. Nur die zarte Resedablüte ist ihr gewachsen. Wie wäre es, wenn du dir vorstelltest,

◀ **Bis zum Rand mit Wasser gefüllt** ist der Eimer, in den das kleine Fräulein hier seinen Wiesenblumenstrauß gestellt hat. So ist es richtig! Durch tüchtiges Wässern wird den Blumen der schwere Übergang von der Wiese zur Wohnung erleichtert, und sie bleiben länger frisch. Die zarten Knospen der Wiesenblumen öffnen sich allerdings in der Vase nicht mehr.



**Himmelsschlüssel** hilft heilen, heißt es im Volksmund. Ob's auch beim schlimmen Finger stimmt, muß erst ausprobiert werden. Aber nicht nur heilende Kräfte werden dieser zartgliederten Blume zugesprochen. Sie soll auch als „Heiratschlüssel“ dienen, zu verborgenen Schätzen führen oder auch das Paradies öffnen. Wer's glaubt...



**Mörder unter sich!** In diesem Falle würde das Gift der Maiglöckchen die Rose töten. Aber auch die Rose ist viel schlechter als ihr Ruf. Sie duldet keine anderen Blüten in ihrer Umgebung, sondern vergiftet sie, wo sie nur kann. Nur die kleine Resedablüte ist ihr gewachsen.



**Diese Tulpen** lassen ihre welken Köpfe hängen. Sie sind dem Absterben nahe. Ihr Leben kann jedoch für kurze Zeit verlängert werden. Dazu ist nur erforderlich, ihre Stengelenden für wenige Sekunden in kochendes Wasser zu halten. Dann erholen sich diese Blumenkinder wieder rasch.



**Kupfermünzen**, Kopfschmerztabletten oder Salz sind alte „Hausmittel“, um die Schönheit der Schnittblumen länger zu erhalten. Aber auch die gute Laune der Hausfrau gehört dazu. Sie ist manchmal sogar ausschlaggebend.

# en sich nicht riechen!

## chen Umgang pflegen will, muß ihre Eigenarten achten

in deinem Leben spiele Peter die Rolle dieser zähen Resedablüte?"  
„Reseda ist gut!“ Hannelore lacht.

„Hallo, schönste aller Frauen! Hier präsentiere ich dir den gewünschten Strauß!“ Pathetisch winkt Peter mit den Jasminzweigen zur Terrasse empor. „Damit du aber merkst, wie zugetan ich dir bin, mache ich ihn dir gleich vasenfertig.“ Und ehe die beiden Frauen etwas erwidern können, ergreift er einen breiten Kieselstein und zerquetscht damit auf den Steinplatten die Stengelenden der Zweige.

„Peter, du Barbar!“ ruft Hannelore heftig. Als sie aber den besorgten Blick ihrer Mutter sieht, fragt sie, sehr viel sanfter: „Muß das denn sein?“ „Jawoll, das muß! Ich weiß das noch von Vater her. Und der hatte Blumenverstand. Durch die feste Rinde und den kleinen Querschnitt am Stengelende kommt nicht genügend Wasser hoch. Und Jasmin will nun mal trinken. Wenn er auch nicht ganz so durstig wie Flieder ist. Den muß man noch gründlicher zerquetschen. Wenn auch so ein Stengel zuerst etwas die Blätter hängen läßt...“ „Ja, soll man die denn nicht entfernen?“ fragt Hannelore. „Um Himmels willen, nein“, belehrt sie Peter. „Durch die Blätter atmet so ein Zweig ja. Damit das Wasser in der Vase nun nicht faulig wird, kannst du vom unteren Stengelende alle Blätter abstreifen. Aber ja nicht mehr. Dann hast du bloß noch das Wasser regelmäßig zu erneuern. Und wenn du dabei recht sanft tust, die Zweige nicht zu sehr durcheinander bringst, ist alles in Ordnung.“ „Hin und wieder ein Vollbad kann auch nichts schaden“, fügt Frau Mathes hinzu. „Stimmt, Schwiegermutter weiß Bescheid. Da kannst du überhaupt noch viel lernen, Hannelore“, sagt Peter ahnungsvoll.

Er legt seinen Strauß auf einen Stuhl. Als er die Rosen auf dem Tisch sieht, sagt er: „Wißt ihr, daß die Japaner solche schönen Rosen wie diese da meist ohne Wasser in die Vase stellen? Doch, das tun sie. Aber vorher kohlten sie die Stengel einfach an. Damit erreichen sie, daß sich die Pflanze verschließt und aus eigener Vorratskammer lebt. Darum auch bleibt sie sehr lange frisch.“

„Bist doch ein gescheiter Mann“, lobt Hannelore. Peter blickt etwas verwundert, sagt aber nichts. Frau Mathes lächelt.

Später, zu Hause, duftet der Jasmin doch viel zu stark. Peter stellt ihn auf den Balkon. Und Hannelore hat gar nichts dagegen einzuwenden.

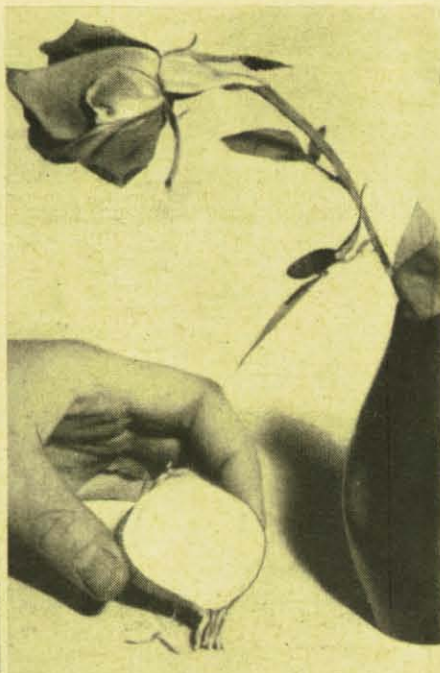
**Viel Geräusch und wenig Nelken!** Kein Wunder, daß bei soviel „phon“ unsere Blume erzittert und die Blütenblätter von sich wirft. Nelken und Rosen sind bekanntlich sehr geräuschempfindlich. Laute Radiomusik geht ihnen todsicher auf die Nerven. Soll die Schönheit der Blüten lange erhalten bleiben, dann muß man für sie unbedingt einen ruhigen Platz ausfindig machen.



**Rechts oder links, das ist hier die Frage!** Der junge Mann ist etwas verwirrt. Und das mit Recht! Er hat davon gehört, daß man einer Dame anspruchsvolle Blumen, einem jungen Mädchen dagegen stillere Blüten schenkt. In Deutschland ist das richtig, nicht dagegen in Japan. In diesem Lande überreicht man einer energischen, unternehmungslustigen Frau nur rote Blumen. Eine Dame sehr weiblichen-Typs wird dagegen mit Blumen in blauen, weißen oder auch gelben Farben bedacht.



**Traurig** läßt die Nelke ihre Blütenblätter fallen. Sie kann die Rose nun einmal nicht „riechen“ und verkümmert in ihrer Nähe. Der beste Partner der Nelke ist die Sonnenblume, die ihr zu beachtlicher Schönheit verhelfen kann.



**Empfindlich gereizt** wird diese Rose durch die aufgeschnittene Zwiebel, was bewirkt, daß sich ihr Duft kräftigt und verstärkt. Bei Rosen, die nicht recht duften wollen, hat sich die Zwiebelmethode sehr bewährt. Übrigens sollte man nur Rosenknospen kaufen. Sie erblühen in der Vase.

# Ski -



**Meister auf Wasserskiern** sind die Geschwister Mösslacher, obschon sie diesen Sport keineswegs beruflich betreiben. Sie sind Amateure und haben sich bei internationalen Wettkämpfen mehrfach den Meistertitel geholt. Leicht, sicher und elegant ist ihr Fahrstil. Mit einer Geschwindigkeit von 40 km in der Stunde gleiten sie über den Wörther See zur Freude der vielen Feriengäste.

## Ein denkwürdiger Tag

Herbert hat den Frühstückstisch in dem kleinen Hotelzimmer festlich gedeckt. Das ist immer an einem bestimmten Tag im Juli seine Aufgabe. Denn nichts kann ihn und seine junge Frau Chris abhalten, eines entscheidenden Tages ihres Lebens in einem kleinen Ort am Wörther See zu gedenken. Es war am letzten Sonntag im Juli gewesen.

Herbert kannte Chris schon einige Wochen, bevor er das erste Wort mit ihr sprach. Sie hatte sich in dem Haus eingemietet, das Herberts Hotelzimmer gegenüberlag. Schon am Tage ihres Einzugs, bevor Herbert sie überhaupt noch gesehen hatte, stellte er fest, daß in dem Hause gegenüber eine Veränderung vorging. Bisher hatte in dem Zimmer ein älterer Herr gewohnt, der sein Fenster auch nie einen Spalt geöffnet hatte. Kein Wunder, daß Herbert aufmerksam wurde, als das Fen-

ster an einem Abend geöffnet war und auf der Fensterbank ein Blumenstrauß stand. Am darauffolgenden Morgen bekam er die neue Mieterin zum erstenmal zu Gesichte. Er machte eine artige Verbeugung, doch es dauerte eine Weile, bis die junge Dame von gegenüber seinen Gruß schüchtern erwiderte.

Da beide Frühaufsteher waren, sahen sie sich jeden Morgen und es wurde ein stilles Übereinkommen, daß sie sich mit Winken begrüßten.

Herbert hatte sich Hals über Kopf in sein Gegenüber verliebt und litt süße Qualen, denn zu mehr als dem morgendlichen Winken kam es nie, denn es wollte Herbert nicht gelingen, Chris auf der Straße oder irgendwo außerhalb des Hauses zu treffen, so sehr er sich auch darum bemühte.

Dann kam jener denkwürdige Tag. Herbert hatte das schöne Wetter aus-

genutzt und eine ausgedehnte Wanderung durch die Wälder am See gemacht. Am Abend ballten sich schwere Gewitterwolken zusammen. Bevor Herbert noch eine Waldhütte erreichen konnte, brach das Unwetter los. In ziemlicher Finsternis erreichte er völlig durchnäßt das schützende Vordach.

„Warum sind Sie mir nachgegangen...“ sagt eine Stimme. Als Herbert sich von seiner Überraschung erholt hatte, sah er Chris in der Ecke stehen, naß und triefend wie er selbst. „Ich habe wirklich nicht gewußt, daß ich Sie hier finden würde“, beteuerte er.

„Das können Sie jedem anderen erzählen. Ich hasse Männer, die glauben, sie müßten jedem Mädchen nachstellen. Jetzt haben Sie unsere zarte Freundschaft zerstört. Ich werde Ihnen nie mehr zuwinken.“

Sie ließ Herbert stehen und lief in den Regen hinaus. Herbert mußte all seine Überredungskunst aufbieten, um sie zurückzuholen. Noch an diesem Abend gaben sie sich das Jawort.

**Eines der vielen Kunststücke**, die Fräulein Dr. Lotte vom Hotel Mösslacher den Zuschauern bieten kann, wird auf diesem Bild gezeigt. Auf einem Wasserski stehend, fährt sie rückwärts und liest noch gemütlich die Zeitung. Dabei tut Lotte gerade so, als sei das kinderleicht. Das ist es vielleicht auch, wenn man so viel Kraft und Geschicklichkeit aufbringt wie sie. Aber vor allem gehört dazu unermüdliches Training, denn es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen. Auch Wasserskilaufen will gründlich gelernt sein.



**Urlaub am Wörther See:**

▶ **Wasser-Ski**

▶ **Eleganz**

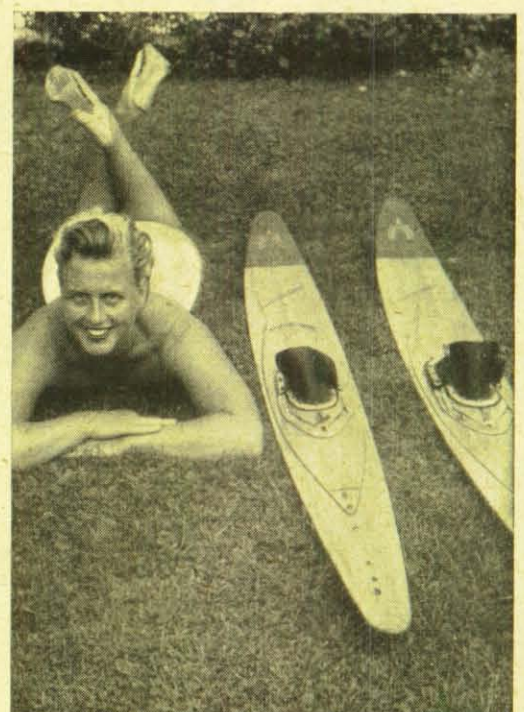
▶ **Nette Leute**

▶ **Segelboot-Rennen**

▶ **Tanzturniere**

▶ **Ruhe und Erholung**

**Zur Ausrüstung** der Meisterläuferin gehören die beiden fahrbrettartig gewölbten Bretter an ihrer Seite. Es sind sogenannte Figuren- oder auch Schwung-Wasserskier.



# ganzjährig

Österreichs Riviera — so nennt man die Ufer des Wörther Sees in Kärnten, und das ist keine der üblichen Übertreibungen im Fremdenverkehrsgewerbe. Wie reizvoll und angenehm es dort sein muß, beweist die in jeder Saison zwischen Juni und September immer mehr ansteigende Besucherzahl. Und gerade Velden ist eines der beliebtesten Zielorte. Man badet und man sonnt sich. Dabei hat jedes größere Hotel seinen eigenen Badestrand, wo man unter sich und ungestört ist. Ganz besonders hat sich in letzter Zeit auch das Wasser-Skifahren am Wörther See entwickelt. Es ist auch gar nicht mehr so teuer und für jeden erschwinglich, sich eine Stunde lang vom Motorboot über den See ziehen zu lassen, daß die weiße Gischt unter den Wasserskiern hoch aufspritzt. Natürlich muß Wasser-Skifahren gelernt sein. Aber es gibt genug Meister und Lehrern dieser besonders aufkommenden Wassersportart am Wörther See, die die Wasser-Skihasein gern in die Kunst einführen. Es sind die gleichen Meister, die im Winter in den großen Skigebieten

die Touristen unterrichten. Für sie gibt es keine Saison. Im Sommer gehen sie an die Seen. Wenn Wasserski auch einige andere Voraussetzungen hat, so besteht doch viel Verbindung zu dem Wintersport.

Die Segelregatten sind besonders beliebt und ziehen immer unzählige Zuschauer an. Es bietet sich dann ein herrlicher Anblick mit den weißen geblähten Segeln auf den leichten Wellen, wozu im weiten Hintergrund die berühmten Karawanken herübergrüben. Ja, es ist ein schönes Fleckchen Erde, der Wörther See, an dessen Ufern oder auf dessen Strandpromenaden man sich ein erhol- und unterhaltsames Stelldichein gibt. Das Publikum ist international und spricht in allen Sprachen, schon das hat seinen besonderen Reiz. Ein Tanztee am Nachmittag oder ein großer Tanzabend im Freien bringen die Höhepunkte der Saison. Und so ist und bleibt der Wörther See, dieser wärmste und größte der Kärntner Alpenseen, beliebtes Feriennest für alle, die ihre Vorliebe für das nasse Element und den Wunsch nach Höhenluft vereinigen wollen.



Mit vollem Schwung beginnt das Tanzturnier vor den kritischen Blicken der Punktrichter und den bewundernden Augen der Zuschauer. Wer möchte nicht auch so tanzen können wie dieses internationale Meisterpaar! Am Wörther See sind Wassersport am Tage und gesellschaftliche Eleganz an den Abenden eng miteinander verbunden.



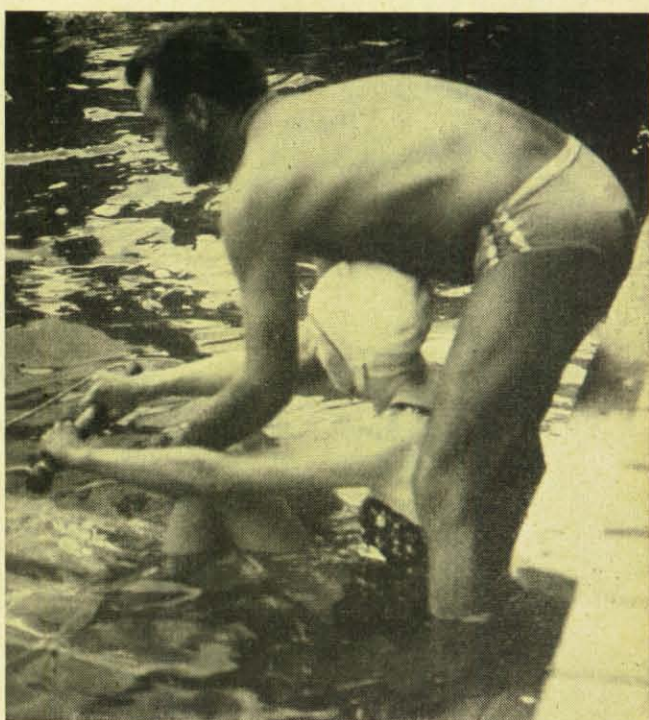
Aus der näheren Umgebung kommen die Bewohner der kleinen Walddörfer gerne zum Badestrand und verkaufen frisches Obst. Die alte Beerensammlerin bietet je nach der Jahreszeit Walderdbeeren, Himbeeren, Brombeeren oder Waldbeeren an. Die Früchte finden guten Absatz, und es dauert auch gar nicht lange, bis ihr Körbchen leer ist.



Bedienung am Badestrand ist so angenehm! Denn wer es sich erst einmal in der Sonne bequem gemacht hat, ob im Liegestuhl oder einfach auf seinem Badetuch, der steht so bald nicht wieder auf. Man läßt sich einfach vom Kellner die Erfrischungen ans Wasser bringen, die man sich selbst zu holen wahrscheinlich viel zu träge wäre.



Auf dem Troknen wird hier das Schwierigste beim Wasserskilaufen geübt: der Start. Die Haltung und das Gewicht müssen so genau ausgewogen sein, sonst endet der Lauf schon, bevor er eigentlich begonnen hat, im nassen Element.



Unter Anleitung des Wasserskilehrers beginnt die Praxis. Frauen sind besonders ehrgeizig. Ob diese Tatsache auf wahrer Sportbegeisterung beruht oder aber mit dem Charme des jeweiligen Lehrers zu tun haben mag?

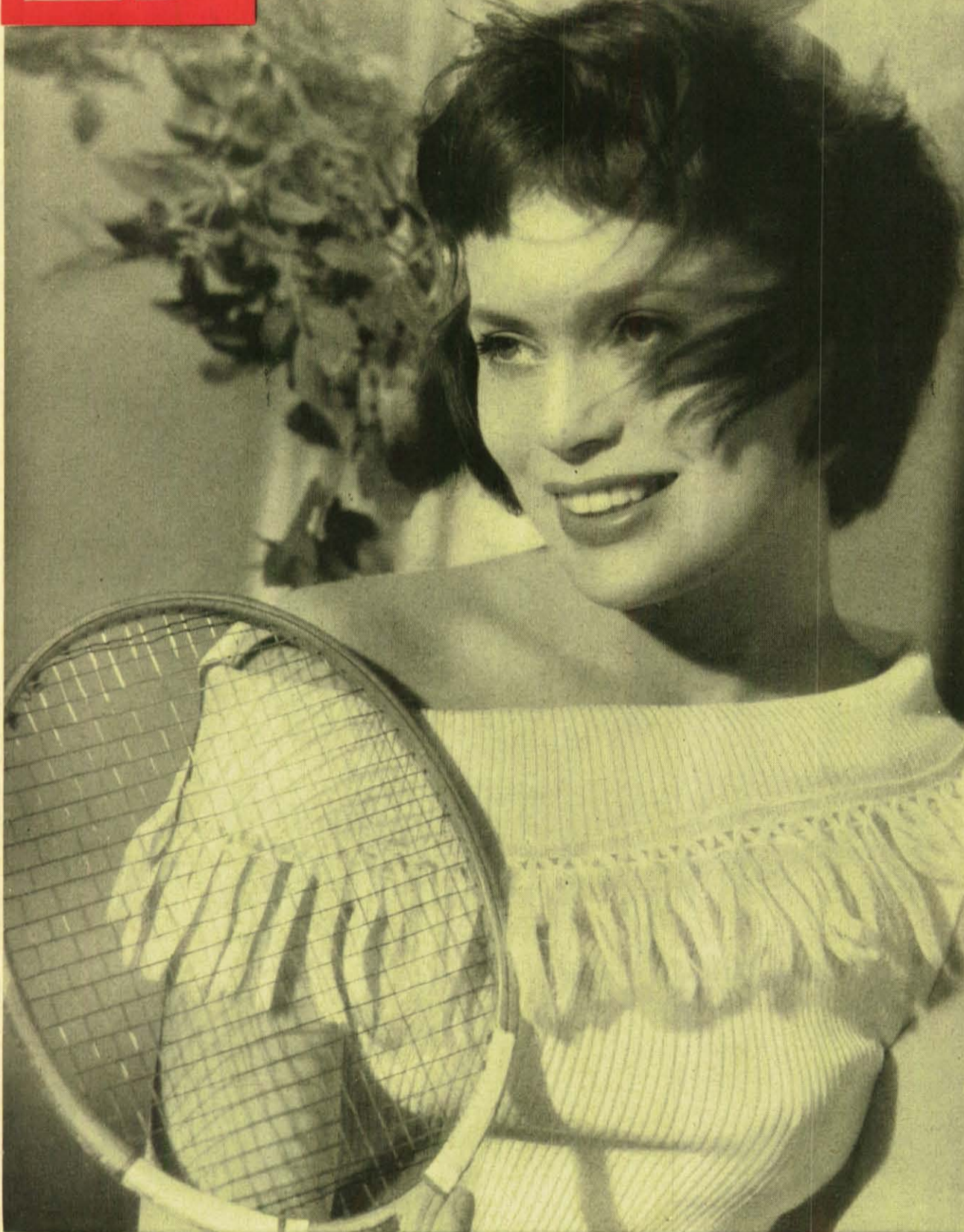
**ZB****-film**

Foto: Grimm/Constantin

## ULLA JACOBSSON

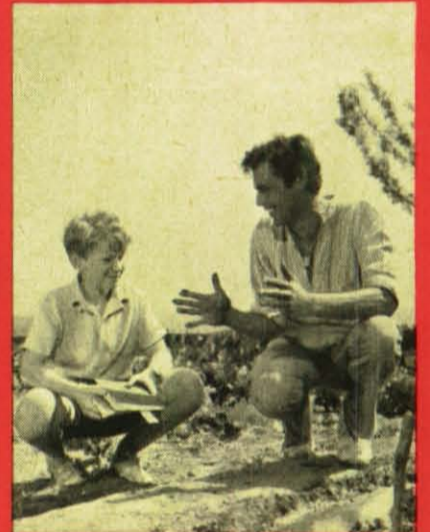
Es gibt wohl keinen anderen künstlerischen Beruf, in dem die Erfahrungen eigenen Erlebens größeren und tieferen Einfluß ausüben könnten, als den des Schauspielers. Dieser Gedanke kommt einem ganz zwangsläufig in den Sinn angesichts der Verwandlung, die sich mit der Schwedin Ulla Jacobsson vollzogen hat, seit sie vor fünf Jahren als innig-scheuer Backfisch in dem Film „Sie tanzte nur einen Sommer“ die ganze Welt in ihren Bann zog. Denn als sich in den folgenden Filmen der unschuldige Reiz des Jungmädchenhaften ihrer Erscheinung immer mehr in den Charme einer weltgewandten, jungen

Dame verwandelte, da durchlebte sie gerade das schmerzliche Scheitern ihrer ersten Ehe. Heute aber, wo sie an der Seite eines holländischen Malers in ihrem Haus in Amsterdam als glückliche Ehefrau und Mutter die Harmonie eines idealen Familienlebens genießt, tritt sie uns auf der Leinwand als das Sinnbild jener inneren Verlorenheit und hoffnungslosen Verzweiflung entgegen, wie sie sie selbst durchgelitten haben mag. Ulla Jacobsson spielt das Mädchen Wanda in dem Berliner Festspielfilm „Die Letzten werden die Ersten sein“, dessen Geschichte Frank Dreesen für die ZB-Leser schrieb.

## Der spanische Gärtner



DER DIPLOMAT BRANDE (Michael Hördern) ist verbittert. Seit Jahren wartet er, der von seiner jungen Frau getrennt lebt, auf seine Versetzung als britischer Botschafter in eine europäische Großstadt. Aber wieder hat man einen jüngeren Kollegen ihm vorgezogen und ihn als niedrigen Konsultsbeamten in eine Stadt an der Costa Brava geschickt.



SEIN SOHN NICHOLAS (John Whiteley) reist mit ihm in das sonnige Spanien. Nicholas ist ein scheues Kind, das durch übertriebene Fürsorge des Vaters zu einem unkindlichen Leben gezwungen wird. Den jungen Gärtner José (Dirk Bogarde) gewinnt er schnell zum Freunde. Auch ein striktes Verbot des Vaters kann diese beiden Freunde nicht trennen.



DER HAUSDIENER GARCIA (Cyrill Cusack) ist ein lang gesuchter Verbrecher, der es versteht, sich schnell in das Vertrauen Brandes einzuschleichen und ihn gegen seinen Sohn Nicholas und den Gärtner José aufzubringen. Noch gerade rechtzeitig erkennt der Diplomat den wahren Schurken und kann seinen Sohn und den unschuldigen José retten. Fotos: Rank-Film.